

### C. Der Mittag.

Jünglinge! Der Mittag ist da; jedenfalls ganz nahe! Ich habe Euch wie Sonnen aufgehen lassen, Euch durch die ersten Morgenstunden durchgeführt, Euren Vormittag geschildert, Euch, erzählend, warnend, ermunternd, bis hieher gebracht. Nun fragt es sich ganz ernst, was aus dem Kindlein und Knaben geworden, was und wie Ihr seid, wenn Ihr aus der Fremde schon zurückgekehrt sein solltet.

Hier könnte ich Euch verlassen, wenn es sich nur um Erinnerungen gehandelt hätte; es handelt sich aber auch, und mehr noch, um den künftigen Weg, um den Weg vorwärts von da an durch den Mittag und Nachmittag bis zum Abend, ja, bis zum Sonnenuntergange. — Denn, wisset: der Untergang kommt wie der Aufgang, und beim Untergange heißt es dann: was ist aus dem Manne geworden?

Ein rechter Führer führt nicht nur zum Thore heraus, nicht nur eine Strecke weit, sondern, so weit, bis er beruhigt sein, bis er sagen kann: Reisen Sie nur weiter; Sie können sich jetzt nicht mehr verirren. Gehen Sie nun nur frisch immer auf dieser Straße vorwärts, und lassen Sie sich durch keine Abwege rechts oder links verlocken. Kennt

er den Weg selbst genau, so bezeichnet er ihnen allenfalls noch die Stellen, an welchen ein Irrthum, ein Zweifel, eine Ungewißheit möglich wäre, so gut als er kann. Er will Verirrungen nicht nur nicht verursachen, d. h. verführen, sondern solche nicht einmal veranlassen, ja, er will solche unmöglich machen. Darum schaut er den Reisenden noch eine Weile nach, und ruft ihnen noch einmal aus treuem Herzen Warnungen und Ermunterungen laut nach. In solchem Falle sind nun Wir mit einander. Ich zeige Euch den Weg bis an Euer Ziel, den Weg bis zum Sonnenuntergang, bis Ihr einkehrt in die große allgemeine Herberge. Ich spreche jedoch vom Künftigen als ob es schon jezt sei, vom Entfernten als ob es schon nahe und da sei. Das ist so die Weise der Wegweiser und Führer. Sollte aber wirklich noch ein Führer nothwendig sein? Sind wir nun nicht ganz erzogen, nicht selbstständig, nicht gebildet und ausgebildet? Wir sind gelehrte und gereiste Leute, mündig, thatkräftig, der Geographie kundig! Aber, Jünglinge! Es kommen noch mehrere Mondphasen, die auf die Witterung des Lebens Einfluß üben, noch mehrere Krisen, die da drohen. Solche Krisen waren die Konfirmation, die Berufswahl, und wie wir in die Fremde eingingen. Nun kommen Andere. Ihr werdet der Einen oder Andern bald ansichtig. Dann denket Meiner!

Auch der des Landes kundigste Reisende dankt Dem doch, der ihm den Weg zeigt, auch der geübteste Seemann läßt

sich noch durch die Sterne führen, und schaut in die Seekarte; er beschaut den Kompaß oft. Ein Wegweiser ist ein Kompaß. Wohlan denn!

Ja, du bist nun, Jüngling! wieder heimgekehrt, bist in deinem Vaterland und Vaterorte. Du bist wieder in der Elternhause, bist daheim. Du besuchst nun zuerst deine Verwandte und Freunde. Du thust daran recht. Sie freuen sich, daß du dich ihrer sogleich in Liebe erinnerst, noch bist wie früher. Du bist nur ein wenig männlicher, stärker, fester geworden. Sie haben es gerne, wenn sie an dir keinen Stolz finden, wenn du die alten Bekannten wieder duzest, wenn sie viel heimathlichen Sinn in dir wahrnehmen. Ungerne sähen sie das Gegentheil, ungern, wenn du ein Poltron oder Gef geworden wärest, und dadurch beweisen wolltest, du seiest im Auslande gewesen. Ei! Wenn du erst noch von oben herunterschauest, (wie klein du vielleicht bist!) oder wie aus den Wolken gefallen thätest, als ob du deine alten Bekannten und die alten traulichen Worte der Heimath nicht einmal mehr verstehest, nicht einmal mehr deutsch könntest, und mit Verachtung von den Sitten der Heimath als von engen, einfältigen krähwinklichten sprächst, immer schimpfstest, das Leben des Auslandes gen Himmel erhöhdest, und fortan mit — Wiederabreisen dräutest! Nun! so reise wieder! Nimm deinen Tornister und Reisestok, und dein Geld u. s. w. wieder. Man kann dich gar füglich entbehren! Es könnte dir

jedoch noch froh drum werden, daß du diese Heimath hast, und daß sie dich höher schätzt und liebt, als etwa du sie. Sich aufblasen macht nur dem Schein nach größer. Doch, Jünglinge! Wenn man nicht gerade Euch vor solcher Thorheit warnen muß, so muß man doch Andere warnen!

Nun muß aber Etwas gethan werden. Nur frisch an's Werk und wohlgemuth, Arbeit macht gesundes Blut! Die Zeit der Besuche der Verwandtschaft und Freundschaft und der angenehmen Umgebungen ist nun vorüber. Es warten und kommen nun andere Dinge, und viele Augen, junger Mann! sehen nun auf dich. Man erwartet nun schriftliche und thatsächliche Ankündigungen deines Daseins und Wirkens.

Das nächste ist nun die Einrichtung des Berufs. Es folgt die eheliche Verbindung, dann das Berufs- und Familienleben. Mehrere andere Obliegenheiten und Verbindungen ergeben sich wie von selbst. Du wirst sehen, daß alles wie im Gallope, alles im Sturmschritt eilt! Es eilt Alles noch schneller als bisher, und die Jahre werden Monate.

Zur Einrichtung des Berufs bedarfst du Geld. Man nennt das Geld den Nerk. Ohne Geld ist wenig, in manchen Dingen gar nichts zu machen. Du hast zwar schon oft die Nothwendigkeit des Geldes gefühlt, dich aus Mangel desselben oft peinlich beschränkt empfunden, dein Sinn ging jedoch darüber leicht hinweg. Das Geld war

dir doch nicht ganz unentbehrlich. Du bedurftest nur wenig, und Freunde halfen dir. Deine Arbeit gab dir die nöthigen Gulden und Thaler, oder dein Vater, wenn du Studien auf einer Hochschule machtest, die Hunderte, Tausende. Vielleicht kann eben Er dir nun auch mit solchen Summen helfen, aber — auf andere Bedingungen. Vielleicht lehnt er dir nur gegen Zinsen oder auf die künftige Erbschaft an. Ja, der herrliche Morgen und Vormittag, da dein Herz noch unbesorgt, mit den Lerchen Psalmen und allerlei Lieder sang, sind nun auch darin vorüber.

Ja, du mußt nun arbeiten und — zinsen. Zinsen ist langweilig, wem nur immer man zinsen muß. Das Entlehnte gehört nicht dir. Es gehört einem Andern. Du mußt dich aber, wenn dein Vater dir das Nöthige nicht geben kann, an Verwandte, an deine Taufzeugen, die du vielleicht ganz vergessen hast, an völlig Unbekannte, die man dir anrath, um bedeutende Summen wenden. Du hast noch nie petitioniren, noch nie um Geld so höflich thun müssen. Du kamst erst noch mit reichen Hoffnungen heim, du wähtest, man werde dir sogar zuvorkommen, werdest, weil du geschickt und tüchtig seiest, überall offene Kassen finden; man werde sich ein Vergnügen daraus machen, dir die Summen, so groß du sie wünschest oder doch bedürfest, antragen, und was dergleichen Floskeln, bunte Blumen deines Herzens gewesen sein mögen. Nun aber? Wie öde wills um dich werden? Wie verlassen findest

du dich? Der Zorn ergreift dich. Du willst wieder fort, dahin, wo es dir wohl war. Aber, entweder will man, gleichgültig, dich wieder ziehen lassen, oder die Eltern mahnen dich zur Geduld. Sie wollen das Mögliche für dich thun. Oder Freunde, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, warnen dich vor übereilten Schritten. Du bleibst!

Jünglinge! Ihr bedenkt vielleicht nicht, daß Andere ebenfalls für sich selbst sorgen müssen, weil Niemand für sie sorgt, daß Viele, wegen äußerst widriger Erfahrungen, sehr mißtrauisch gegen die, die borgen wollen oder müssen, geworden sind, daß Ihr zu große Summen von ihnen wünschet, und — daß die Zahl der Uneigennütigen, Großmüthigen wegen der Natur des Menschen überhaupt und des Reichthums insbesondere sehr traurig klein sei. Wohlwollende Reiche werden erst noch von hundert Seiten angesprochen. Zu hundert Händen müßten sie auch hundert Kassen, wohl gar auch hundert Garantien haben! Oder, noch Eins ins Ohr! Ihr sprecht von großen Summen als von Kleinigkeiten, und als ob das Geld so auf der Straße gefunden werde, und denket Euch das Zinsen und Wiedererstaten auf bestimmte Zeit zehnmal zuleicht. Ich erzähle Euch wieder Etwas:

Ein junger, so eben aus der Fremde heimgekommener, gar nicht untüchtiger Bursche, suchte, um Geld zur Einrichtung seines Berufs zu bekommen, sogleich seinen

goldnen Dheim auf, und bat ihn, ohne Vorrede, mit kurzen durren Worten um — nur fünfhundert Thälerchen. Aber ebenfalls ohne Vorrede und kurz und dürr schlug sie ihm der Dheim ab. Mißmuthig, zornig warf er sich auf ein Sopha. Da klopfte Jemand. Herein! rief der Dheim. Ein junger Handwerker trat sehr schüchtern ein, machte ihn mit seiner Lage mit vertraulichen Worten aufmerksam, entschuldigte seine Verwegenheit, ihn, den Unbekannten und ihm doch Bekannten, mit einer Bitte anzugehen, und bat ihn dann, wenn er's wagen dürfe, und es nicht viel zu viel sei, um die große Summe von — zweihundert fünfzig Gulden. Er werde gern und redlich zinsen, nur bitte er, die Summe innert drei Jahren in bestimmten Zeiten abbezahlen zu dürfen. Augenblicklich sagte sie ihm der Herr zu, nachdem er ihn erst noch angefragt hatte, ob diese Summe für ihn gewiß ausreiche, und ob er nicht einer größern bedürfte? und der junge Handwerker diese Fragen, die Erstere mit Ja, die Andere mit Nein, beantwortet hatte. Der Nefte sprang auf, und fragte, warum er diesem Unbekannten sogleich die gewünschte Summe gegeben, ja, ihm noch mehr angetragen, ihm selbst hingegen rund abgeschlagen habe? Lächelnd erwiederte der Dheim: Ich hätte ihm sogar fünfhundert Thaler gegeben, dir gebe ich nicht zweihundert und fünfzig Gulden. Er sprach von zweihundert und fünfzig Gulden, du von fünfhundert Thälerchen. Das, mein lieber Vetter! das ist der Unterschied! Wer das

Geld hochschätzt, dem darf man leihen, dem hingegen nicht, der ganz leichtsinnig von großen Summen spricht. Merke dir das!

Beinahe Alle bedürfen eines Kapitals, um ihren Beruf einrichten zu können. Manche brauchen nur wenig, Viele viel, und Viele sehr große Summen; bei Tausenden. Besitzen sie das Nöthige nicht, so müssen sie es borgen. Borgen macht Sorgen, wenn man nicht leichtsinnig ist. Das Borgen macht zum Schuldner. Die Meisten fangen mit Schulden an. Paulus sagt zwar: Seid Niemandem nichts schuldig als die Liebe. Allein! die Meisten können diesem guten Rathe kein Genüge thun.

Wir sprechen nun von den verschiedenen Berufsmeynereyen. Am Namen Meister stoßen wir uns wieder nicht. Es ist ein schöner Name! Sei es nur! Du fühlst dich vielleicht wirklich als einen Solchen. Die Gesellen werden vom Worte gar sehr gereizt. Nun ist's errungen! Aber, es kommt nun Alles darauf an, wie du dich benimmst. Erst jetzt bist du in der rechten Lehrzeit, ja, in der Probezeit! Meiner nur nicht, man beachte dich nicht. Die Neugierde der ganzen Nachbarschaft sieht, ohne daß du es ahnst und wahrnimmst, deine Schritte und Tritte. Merke dir nun aber, junger Meister! folgende zwei kurze Geschichten: Die Erste spricht von einem Anfänger, die Andere von einem Aeltern.

Ein junger Handwerker, der eine sehr gute Lehrzeit bei

einem sehr geschickten Lehrmeister gemacht, und die Fremde als Geselle etliche Jahre wohl benutzt hatte, kehrte in seine Heimath zurück. Er fand seine Eltern nicht mehr, sondern nur noch Geschwister, die Alle genug für sich und ihre Haushaltungen zu sorgen hatten. Er wollte nun seinen Beruf treiben, hatte jedoch kein Geld, und weder Material noch Handwerkszeug. Sein reicher Taufpathe streckte ihm hundert Gulden vor, er mußte aber dafür sein Handwerkszeug als Pfand einsetzen, für Material blieb ihm kein Groschen übrig. Er mußte solches auf Borg kaufen, kaufte nur wenig, und — weil er erst Ende Jahres bezahlen könne, theurer. Er miethete sich eine Werkstatt, und fing an zu arbeiten, aber Niemand kam, bei ihm Arbeit zu bestellen. Er wurde unwillig. Er hoffte, die Kunden (Arbeitbestellenden) werden bei Hunderten herbeiströmen. Er hatte nicht bedacht, daß man auf seine Ankunft in seinem Sinne nicht gewartet hatte, daß schon andere Meister seines Faches da waren und seien, daß Niemand gern von seinen Arbeitern weggehe, und daß er, gleich Andern, warten lernen müsse. Es kamen keine Nachbarn, keine Verwandte, noch Freunde, keine Unbekannte. Unmuthig wollte er wieder aus und draus, woher er gekommen. Seine Brüder sprachen ihm Muth ein, und empfahlen ihn, wo sie konnten, zur Arbeit. Endlich kommt Jemand. Er macht die Arbeit gut und billigern Preises. Er arbeitet und hämmert; er ist in der Werkstatt, auch während er nichts zu arbeiten

hat, damit man ihn, wenn man ihn haben wolle, nicht suchen müsse! Es kommen nun Kunden, Allen begegnet er höflich, und hält Allen pünktlich Wort. Er bleibt Abends, ausgenommen an den Sonnabenden, zu Hause, und liest etwas Nützliches. Am Sonnabend geht er zum Bier, und macht sich in der Gesellschaft bekannt. Auf den Tag am Ende des Jahres bezahlt er seinen Waarenkonto. Man freut sich, und will ihm gern wieder Waaren geben. Er arbeitet und spart fernerhin, und läßt sich das Eine so wenig als das Andere verdrießen. Er kann nun schon in der Mitte des Jahres bezahlen. Bald bezahlte er die Hälfte der Waare oder des gekauften Materials baar und kriegt er deswegen die Waaren wohlfeiler. Nach wenigen Jahren bezahlte er alles Gekaufte sogleich baar, und gewann sieben bis zehn Prozente. Endlich läßt er die Waare unmittelbar aus der Fabrik kommen. Er ist — geborgen. Er fing Morgens früh zu arbeiten an, und hämmerte noch, wenn die ganze Nachbarschaft schlafen wollte. Man fragte: Wer arbeitet denn auch des Nachts noch so spät? Eher hämmerte er die ganze Nacht, als daß er nicht Wort gehalten hätte. Einmal (er hatte eilige Bauarbeit) arbeitete er ohne Gesellen durch eine ganze Woche Tag und Nacht. Man konnte es nicht begreifen, ärgerte sich über das ewige Hämmern, warnte ihn vor Ueberanstrengung, aber sein Kredit wuchs dadurch. Er aß um Mitternacht ein Stück Brot und trank ein Glas Brantwein, und ließ sich

nicht irren. Körperliche Ermüdung hebt sich bald wieder. Geld hätte er, bei wem und wie viel nur immer, im Ueberfluß bekommen können. Er hatte keines mehr nöthig. Immer war er mit Arbeit überhäuft. Gesellen und Lehrlinge hätte er die Menge bekommen können. Sie lernten bei ihm. Er behandelte sie sehr billig, freundlich. Er hielt auf Ordnung. Es durfte keine Pfuscharbeit aus seiner Werkstatt gehen. Er untersuchte vorher Alle. Er legte Geld an den Zins. Mit dem Heirathen (wie gerne auch Er geheirathet hätte) wartete er so lange, bis er sich etwas Tüchtiges erworben hatte, damit er die großen Ausgaben für eine Haushaltung nicht fürchten müsse. Endlich verhebelichte er sich mit einer sehr sittlichen, religiösen, frohmüthigen und häuslichen Person, kaufte sich ein Haus, staffirte es hübsch aus, gewann immer mehr Arbeit, Geld und auch Kinder, und brachte es viel weiter als mancher Kaufmann, der hoch oben anfing. Er blieb zwar nur ein simpler Handwerker, war aber sehr glücklich dabei. Allgemein achtete man ihn. Er hielt Friede mit aller Welt, sein Herz war immer froh, in Gesellschaft lustig, und seine Kinder gediehen.

Welche Umwandlung innert nicht vieler Jahre! Anfänglich war nicht einmal der Hammer in seiner Hand sein Eigenthum, später verwunderte man sich sehr über sein Vermögen, und leicht hätte man in einer Steuerkommission, in welcher nur Reiche saßen, wie dort Gefler vor

Stauffachers Hause, fragen mögen: Kann man es leiden, daß ein Handwerksmann ein so hübsches Haus und so viel Vermögen hat. Noch später konnte er, so oft er wollte, spaziren und reisen, sich Gesellschaften mit großen Ausgaben machen, sich sehr erleichtern, und dennoch alles Wünschbare an seine Kinder, an seine Söhne wenden. Er war und blieb von Sorgen völlig frei, und mußte von seinen Kunden niemals Geld à Conto begehren, sie nie um seiner Konti willen treiben. Jünglinge! Solches Alles sah ich mit meinen eignen Augen!

Ich kannte auch einen ältern Handwerker. Sein Beruf foderte die Art. Seine Kunst hatte er in Wien erlernt. Er brachte von daher eine Menge kunstreiche, selbst verfertigte Zeichnungen, und führte dann in seiner Vaterstadt neue geschmackvollere Formen ein. Seine Weise aber war die: Alle Morgen war er der Erste in der Bude. Dann theilte er jedem Gesellen und Lehrlingen seine Arbeit zu. Die schwerste nahm er immer auf sich, hieß aber Alle, ihm zuzuschauen. Jeder durfte ihn bei jeder Arbeit um Rath fragen, und jedem Gesellen und Lehrlingen zeigte er Einmal mit Sorgfalt jeden Handgriff. Fehler, die sie aus Unwissenheit machten, verbesserte er selbst, gönnte Allen eine rechte Mittagsmuße, ließ sie Abends zur bestimmten Zeit los von der Arbeit, arbeitete dann noch allein, gab gut und viel Speis und Trank und guten Lohn, steigerte guten Arbeitern den Lohn von selbst, rechnete und bezahlte

pünktlich an jedem Sonnabend Abend, schloß sein Haus zur bestimmten Zeit, ließ Verspätete nicht mehr ein, und zahlte sie am folgenden Tage unerbittlich aus.kehrte ein so Entlassener später etwa wieder zu ihm zurück, so nahm er ihn wieder an. Am Ende jeder Woche nahm er bei der Abrechnung ein Examen vor, d. h. er ging die Arbeit eines Jeden durch, beurtheilte, lobte oder tadelte sie. Ueber Unordentlichkeit in der Arbeit und im Lebenswandel war er bitter. Das Schwätzen bei der Arbeit konnte er nicht leiden, war aber selbst immer heiter und scherzhaft. Sein Scherz galt oft mehr als der Ernst vieler Andern. Auf den Kirchbesuch hielt er viel. So gedieh ihm Alles wohl. Er war in großer Achtung bei seinen Berufsgenossen und in der Bürgerschaft, kam zu großem Wohlstand, hielt sich ein schönes Haus, lebte von seinem sechszigsten bis zum einundachtzigsten Jahre reichlich aus den Sinsen, und hinterließ zum Segen seiner meist dürftigen Verwandten ein gar nicht unbedeutendes Vermögen.

Ich meine, diese zwei haben die Wahrheit des Sprichwortes: das Handwerk habe einen goldnen Boden, hell an's Sonnenlicht herausgestellt, aber ihre Meisterschaft war Gold, Gold ihr Benehmen im Berufe. Auch das sah ich. Ich sah aber auch das ärgste Gegentheil.

Ich sah, wie sich ein junger Meister dem Glücke geradezu in den Schooß setzen konnte. Er fand einen prächtig eingerichteten Beruf, Werkzeug und Materialien und Arbeit

und Kunden genug vor. Er konnte ganz schuldenfrei anfangen. Er war verständig, geschickt, seiner Lustigkeit wegen hatte man ihn gerne. Aber — er war personifizirter Leichtsin. Er kam mit Federn in den Haaren erst, wenn der Vormittag beinahe vorüber war, aus dem Bette in die Werkstatt, besuchte, ehe der Mittag da war, noch ein Wirthshaus, des Nachmittags und Abends noch zwei oder drei, rühmte sich, alle Abende im ganzen Jahre nie zu Hause zu sein, kam unzählige Male erzberauscht nach Hause, wüthete herum, fing Zank und Prügeleien an, setzte das Haus wegen unvorsichtigen Umgangs mit dem Feuer in Gefahr, lebte mit der Frau in Unfrieden, erzog seine Kinder übel, wurde von den Gesellen verachtet und betrogen, von Gerichten gestraft. Die Kunden verloren sich, die Arbeit wich. Nun muß er auf sein ganz schuldenfreies Haus Geld aufnehmen und noch höhere Zinsen bezahlen als Andere. Er kann nicht zinsen. Er verliert Haus und Hof. Der Hunger kommt in's Haus zum Zank und zur Unordnung. Die Ehescheidung folgt. Niemand borgt ihm, Niemand stellt ihn als Arbeiter an, Niemand will ihn im Hause haben. Er irrt herum, zerrissen und schmutzig. Er erbettelt von seiner armen geschiedenen Ehefrau und seinen Kindern Bazen, um — sie in Branntwein, seiner noch einzigen Nahrung, zu vertrinken. Aber alles Unglück macht ihn nur noch leichtsinniger, noch chroloser. Eines Morgens wird er endlich, nahe an sechszig Jahren, in einer kalten Dach-

fammer, in der er hauste, in seinem Bette, in Schmutz und Elend tod gefunden. — Welche Gegensätze! D, für den ist das goldne Handwerk eine Bleischlafe geworden! Er war ein Bild des Handwerkers, wie er nicht sein soll; darum ging es ihm auch, wie es ihm nicht hätte gehen sollen! Gleicht ihm Keiner? Ja, wer den Morgen verschläft, am Vormittage schon das Wirthshaus aufsucht, lange zu Tische sitzt, wen das Wirthshaus alle Abende zum Essen, Trinken, Spielen an sich reißt, wer die Gefellen ohne Aufsicht läßt, Frau und Kinder vernachlässigt, gegen Mitternacht erst mit Wein oder Bier angefüllt, dem Schlafe wie ein Bleiklumpen in die Arme fällt, und Schulden macht, dessen Ende tritt gewöhnlich schon mit dem vierzigsten Jahre ein. Verehelicht sich ein solcher Handwerker erst noch frühe, gewinnt er schnell viele Kinder, thut er erst noch groß, macht er jeden Anlaß zur Belustigung sogar mit Frau und Kindern mit, hält er keine Rechnung und weiß er nie recht, was er schuldig ist, weicht mit dem Berufsflusse erst noch das Gebet und aller christliche Sinn aus dem Hause, wird auch der Sonn- und Festtag immer entheiligt, so — gehts nur um so schneller. Er fällt dem Schuldenthurme, dem Kranken-, dem öffentlichen Arbeitshause zu, wird seinen Freunden widrig, dem Gemeinwesen eine Last, den Seinigen eine Schande, sich selbst ein Elend.

Junge Meister! Wisset, daß man in unsern Zeiten von einem Handwerker zehenmal mehr als in den frühern fo-

dert, daß man vielleicht in den Forderungen immer höher steigt, daß man aus dem Handwerke eine Kunst muß machen können, daß Sparsamkeit nöthig ist, daß Großthun nichts taugt, die ältern Kunden wegsterben und nicht so viele junge wieder kommen, daß man im Wechsel der Mode später nicht mehr gehörig Schritt halten kann, und die Arbeit im vorgerückten Alter so leicht nicht mehr geht, und daß oft der Arbeitslohn sich noch vermindert, wegen des raschen Verkehrs in unsern Tagen viel ausstehendes Geld lange nicht ein, und Manches verloren geht, und daß der Handwerker sich am allerehesten das Sprichwort: Man soll sich einen Noth-, Tod- und Ehrenpfenning auf die Seite legen, merken soll. O, dann nur, aber dann gewiß, hat das Handwerk noch heute einen goldnen Boden, wenn der, der es treibt, selbst auch gutes Dukaten- und nicht, nach der Weise Vieler, nur Flitter- und Schaumgold ist.

Zwekmäßig, mein lieber junger Meister! möchte es sein, von Zeit zu Zeit über dein Fach Etwas zu lesen. Wir haben jetzt beinahe über alle Berufsarten zwekmäßige Schriften mit Bildern. Prüfe sie jedoch so gut du kannst, und schließe dich an einen Gewerbs- und Handwerksverein an. Solche Vereine weken, erhalten wach, veranlassen neue Gedanken, reizen zum Erfinden und Probiren. In Solchem eben ist das Leben des Handwerkmannes. Wahrhaftig! Solche Vereine bilden mehr als Innungsgesetze, und wohl stünde es den Meistern und Gesellen an, statt des Kneipenlebens,

bildende Vereine und Mittel aufzusuchen. Wie? sollte an ihnen das Sprichwort: „Wir lernen alle Tage, und lernen niemals aus“ unwahr sein?

Allerdings kann sich nun auch zeigen, ob man den rechten Beruf ergriffen habe, ob er für die Zeit, den Ort, die Kräfte, die man hat, passe, ob der Beruf sich in irgend einer Zeit, Handels- oder Modewendung nicht selbst aufgegeben habe, den fleißigsten, geschicktesten und sparsamsten Berufsmann verlasse u. s. w. Viele Handwerker müssen ändern. Sie verlassen die Werkstätte ungerne, räumen auf, verkaufen den Werkzeug, und suchen ihr Brot in irgend einem andern Verhältniß, manchmal mit Glück, bisweilen zu noch größerem Unglück. Das Sprichwort sagt: Sehen Handwerke, eilf Unglücke! Hütet Euch davor nach Möglichkeit!

Der Kaufmann konnte keine Schulen wie der Handwerker durchgehen. Was man ihn lehren kann, ist nur Mittel zum Zwecke. Was der Handwerker macht, ist Selbstzweck. Der Kaufmann legt in dem Augenblicke seine rechnende Feder nieder, in welchem er merkt, daß er nichts gewinnen, wohl gar verlieren könne. Der Handwerker hat an seiner Kunst um ihrer selbst willen Lust. Der Kaufmann will nur Handelsglück. Zwar freut ihn die Einrichtung seines Handelshauses, dessen Ordnung und Regel, ihn freut die Güte seines Waarenlagers, und seine Spekulationen begeistern seine Einbildungskraft wie seine

Hoffnung. Sein Schicksal liegt in einer Lotterie, darum ist er so gespannt, aufgereggt, lebhaft, denn auch die Furcht wirft ihn hin und her. Was er thut, ist jedoch nur Mittel. Dieses hat er einstudirt und eingeübt, aber das Handelsglück, das läßt sich nicht studiren. Alle Korrespondenz hilft nichts, wenn keine Waarenbestellungen kommen, alles doppelte Buchhalten nichts, wenn für die verkaufte Waare das Geld nicht fließt, wenn die Zinsen das Kapital und den Gewinn aufzehren, Handlungshäuser, denen man kreditirt hat, umfallen. Der Kaufmann weiß nie wie viel er hat und nicht hat. Sein Glück ist nicht nur rund und auf der Erde, sondern erst noch vollkommen polirt und auf dem Glatteise. Darum kann man ihm kaum Rätke geben. Man sagt ihm nur etwa: Er soll wohlfeil einkaufen, und so verkaufen, daß er dabei gewinne, die Waaren vollkommen kennen, und nur an sichere Häuser verkaufen, nicht zuviel mit nur fremdem Gelde manövriren, seine Unternehmungen, wenn sie im Kleinen gelingen, nicht plötzlich zu weit ausdehnen, nicht Einem Hause allzuviel anvertrauen, sein Vermögen nicht nur an Einen Ort legen, die Zeichen der Zeit verstehen lernen, und Derartiges mehr. Das nützt aber Alles beinahe nichts. Den Handelstakt kann man sich nicht geben, und das Glück nicht bannen; die Zukunft kann man nicht kennen, und den Drohungen, Wendungen, dem großen Handelsgang der Zeit nicht in

den Arm fallen. Der kleine Kaufmann und Krämer ist sicherer, aber im Großhandel kömmt unglaubliches Unglück, wie Gegentheils auch unglaubliches Geldglück vor. Ich fasse alle mein Rätthe an Euch in die Worte:

Erhebet Euch im Glücke nie, und verzagt nicht im Unglück! Seid vorsichtig im Fürchten und noch zehnmal mehr im Hoffen! Verwechselt fremdes Geld niemals mit eigenem! Haltet Eure Bücher in strenger Ordnung, und seid unbedingt gewissenhaft.

Junge Juristen, Aerzte, Seelsorger! Nur wieder wenige allgemeine und dann noch einige besondere Worte! Am wenigsten sollte zu Euch gesagt werden wollen, weil Ihr ja dem gelehrten Stande angehört, und gründliche Studien über all Euer theoretisches und praktisches Leben gemacht haben werdet, allein, es waren eben nur Studien, noch keine oder nur wenige Uebungen. Nur diese geben Erfahrungssätze, und diese nur alsdann Fertigkeit, Gewandtheit und Sicherheit im Handeln für alle wahre Lebenszwecke, für die Gesellschaft und Euch. Darum kann ein guter Rath (wenn er befolgt wird!) Goldes werth sein.

Ihr seid in Euern Bestrebungen weit aus einander, und dennoch einander nahe. Als die Träger der heiligsten Interessen der Menschheit seid Ihr Eins im Wesentlichen, nur in den Richtungen geht Ihr aus einander. In der Idee seid Ihr Eins! Ihr seid die Führer der Menschen! Der Arzt will nur Kranke heilen, der Jurist nur Rechte

bestimmen, der Theolog predigen und seelsorgen. Bedenket, das Recht sei ein heiliges Ding, ein gesunder Körper ein sehr köstliches Ding, und eine Seele das Allerköstlichste. Den Streit der Fakultäten brauchen wir hier nicht.

Juristen! Studirt nun das Recht nicht mehr wie auf den Hochschulen nur in den Büchern, sondern im Gemüthe der Menschen, als der rechten Erkenntnisquelle, traget es in die Praxis aus Euch und Andern hinaus, und bewahret Euch im Publikum den Glauben, daß Ihr am meisten ausgebildetes Wahrheits- und Rechtsgefühl, nicht bloß Rechtserkenntnis oder wohl gar nur Rechtsformen und Gesetzeskenntnis habt. Juristen heißt auf deutsch nicht, wie ein altes Sprichwort sagt, „böse Christen,“ sondern Rechtsmänner. Weil das Recht auch zum Christenthum gehört, so gebührt es Euch schon dem Namen nach zu den guten Christen zu gehören. Gerade der Rechtsmann darf unter den Christen darum am wenigsten die Wahrheit und das Recht verdrehen und unterschlagen. Recht und Wahr sind durch den Mittelbegriff „richtig“ untereinander innigst verschmolzen. Alles kommt nun darauf an, wie Ihr Eure Laufbahn eröffnet, und ob Ihr Euch im Advokatie-, Rechnungs-, Geld-, Bureau-, in Gesetzes-, Richter- und vollziehenden Geschäften als Männer von Ehre und Gewissen zeigt. Nicht die Ungerechten, sondern die Gerechten müssen in Euch sogleich eine Zuflucht

sehen. Jener ganz junge deutsche Jurist, der durch rabulistische Künste einen furchtbaren Mörder vom Galgen rettete, erst nachher aber, als der Gerettete wieder frei geworden, noch etwa zehn Mordthaten verübt hatte, die gräßliche Folge seiner Rabulisterei einsah, wies, von Stund an, und unbedingt Jeden, dessen Causa er nicht ganz rein fand, ab, und heiligte seinen Beruf nun durch Annahme nur des Rechts und der Wahrheit. Mieth und Gaben geben, heißt, Andere bestechen, verderben, corrumpere; sie annehmen: sich selbst verderben. Kräftig ergriff jener schweizerische Landvogt einen Bauern, der ihm für seine Bemühung vorbeigänglich einen Hasen in die Küche legen wollte, beim Kragen, und schmiß ihn mit dem Worte: Schurke! Meinst du, ich verkaufe meine Rechtsvertheidigung? die Treppe herunter. Morus starb lieber unter dem Henkersbeil, als daß er dem Wunsche und Befehl des Königs, dem Beispiel aller Gerichte, ja sogar dem Flehen seiner Gattin, seiner Tochter, seines Tochtermanns zu lieb, eine einzige Unwahrheit gegen die Ehre der Königin unterschrieben hätte. Er galt für den gerechtesten und höflichsten Mann und Anwalt des ganzen Reiches. Als ein reicher Nachbar ihm, um ihn in einer Rechtsache für sich zu gewinnen, sechs prächtige, mit gehobener Arbeit getriebene silberne Flaschen übersandte, sandte ihm Morus mit einem Billet dieselben mit dem köstlichsten Portwein gefüllt, wieder zurück. „Es sei ihm

angenehm gewesen, daß der Herr Nachbar wahrgenommen, es sei bei ihm heute Wein abgeladen worden, und ihm Gelegenheit angeboten, ihm einige Flaschen voll zu kosten zu geben. Es stehe ihm mit Vergnügen noch viel mehr zu Diensten.“ Selbst jener junge deutsche Jurist, der einen überwiesenen Mörder seiner Braut nur durch psychologische Ueberlistungen zum Geständniß bringen konnte, kann unsre Achtung nie gewinnen.

Ein Seelsorger, der Seelen verderbt, ein Arzt, der mordet, und ein Jurist als Unrechtsanwalt, sind ein schreckliches Trio. Anwälde! nur dann hält man Euch für Juristen, wenn Ihr die Sache des Aermsten so eifrig als die des Allerreichsten und Mächtigsten vertheidiget!

Der Arzt erkenne den Werth eines menschlichen Körpers nicht nur auf dem anatomischen und physiologischen Standpunkte, sondern auf dem noch viel höhern, d. h. auf dem der Verbindung der Intelligenz mit dem lebendigen gesunden Körper. Es komme ihm nie aus dem Sinne, daß er im Dienste der Natur und also ihres Schöpfers stehe, daß man mit den Lebenskräften keines einzigen Menschen, ja, keines empfindenden Wesens, spielen dürfe, daß sein Wissen und Nichtwissen, seine Weisheit und Thorheit, seine Sorgfalt und Unachtsamkeit lebendig und tod mache, in die Grube hinein, oder wieder herausführe, Fluch und Segen ihm wie der Schatten folge. Er studire immer und ewig noch! Er studire Naturphilo-

sophie und Religion! In Letzterer übe er sich selbst auch, um trösten zu können. Es steht nicht gut, wenn der Arzt beim Sterben des Patienten sich augenblicklich auf und davon machen, und das Feld sogleich dem Seelsorger überlassen muß. Ein altes Büchlein zeigt uns in einem Holzschnittchen mit der Unterschrift: „Religio Medici,“ einen sich vom Felsen ins Wasser Stürzenden. O, furchtbare Folge des groben Materialismus! Den Neid gegen seine Genossen lasse er nie in sich aufkommen. Die Idee des großen Berufes kann und soll ihn erdrücken. Er heile, wenn immer möglich, die Armen oder doch die Aermsten, gerne umsonst, und erhole sich an den Begüterten und Reichen, die das Kranksein noch minder als die Armen gerne tragen, und gerne viel für die Gesundheit bezahlen. Ach! arm und krank zugleich sein, ist ein furchtbares Unglück!

Den Ärzten insbesondere ist zu wünschen, daß sie ihren Beruf mit glücklichen Kuren an Vermöglichen oder Vornehmen eröffnen. Hievon und vom Gegentheil kann auf immer oder auf lange Zeit ihre Mühe und Lebensfreude, ein großer Theil ihres Schicksal abhängen.

Gottesgelehrte! Ihr müßt nun ganz ideal sein. Ihr habt es mit keiner Materie zu thun. Eure Materie ist die Idee selbst. Euch ist die heiligste Aller anvertraut. Ihr seid die Auskünder der höchsten Geheimnisse Gottes auf der Erdenwelt, die Ausbreiter der Thatsache alter und neuer Bündnisse der Gottheit und der Menschheit,

und daß der Mensch dem Himmel angehöre. Ja, Euer Gedanke ist — Gott selbst, und Euer Erkenntnißquelle einzig das Wort unvergänglicher Schriften in und außer dem Menschen. Vor Euren Augen steht Jesus Christus! Nur von seinem Geist, wie dort Simeon, getrieben, dürft Ihr in den Tempel gehen, nur Religiöses dürft Ihr vortragen, nie Andersglaubende verdammen, nie Kranke und selbst Verbrecher ohne Trost lassen, nie Einen Armen hart angehen, nie, es sei denn in Christi Sinn, strafen. Keinem Stand wird so viel Ehre erwiesen, wie dem Euern, Keinem wird so viel Vertrauen angetragen, Keinem folgt so inniger, so kindlicher Dank! Nur dieser Stand gehört Allen: den so eben Gebornen und den Sterbenden, ja Gestorbenen, den Gesunden und Kranken, den Reichen und Armen, allen Guten und Bösen, in solchem Grade und in solcher, so ganz geistiger und heiliger Weise an. Auf den Landpfarrer wird von gar Allen, wie auf den König, geschaut. So viel Recht zu wirken hat nur Er. Keine Landgemeinde freut sich beim Einzug eines Juristen, oder eines Arztes so wie beim Einzug eines Pfarrers, und die Wehklage über seinen Verlust dauert am längsten. Die Angesehenen fürchten sein Wort, obschon sie es nicht eingestehen, die Verachteten freuen sich desselben, die Mütter wollen seinen Segen für ihre Kinder, und die Kranken schiken zu ihm am Ende noch. Das mag Euch, junge Theologen! entschädigen, wenn Ihr verkannt werdet, wenn

die Noheit sich rühmt, Euch beleidigt zu haben, und der Spott über Heiliges vorbeigänglich auch Euch trifft, entschädigen, wenn Ihr nicht den hundertsten Theil dessen wirkt was Ihr wirken wollet. Aber, erfahren werdet Ihr auch, daß von keinem Stande so viel wie von dem Euirigen gefordert werde, und daß man ihm kaum das Menschliche verzeihen wolle. Aber eben durch Erwartungen ehrt man den Stand und Mann, und, wem Viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.

Darum noch zwei Worte:

Seid Vorbilder der Heerde im Glauben und Leben, treue Hirten! Verwirklichtet Eure große Idee in Euerm häuslichen Leben nach Möglichkeit, und gestaltet Euer Familienleben in allen Dingen würdig durch Friede und gebildete Rechtschaffenheit. Und bildet Euch selbst immer mehr und vielseitig aus. Wer ein Geistes- und Gottesmann sein will, muß alles mit der Kraft eines edlen Geistes betreiben, und nach sich Alles und Alle bilden. Nach eitler Ehre strebet nicht, und Nahrungsorgen dürfen Euch nie bitter noch grämlich machen. O, traget einen heitern Lebensmuth in Euch. Wo Ihr hinkommet, da muß es heller werden. Ehret Euern Stand, so ehrt er Euch. Vergebet Euerer Würde niemals Etwas durch Vulgaritäten. Weichet den Reibungen mit dem Staate aus. Sorget für die Kirche, die Schule, das Haus. Das Saatheld und die Ernte sind groß genug. Verweltlicht Euch

nicht in der großen Stadt, verbauert nicht auf dem Lande. Stehet nie in den Studien stille. Immer müßet Ihr bereit sein, wieder ein Examen zu machen. Eure Zwischenstunden seien bildenden und segnenden Nebenbeschäftigungen gegeben. Mit Euern Amtsgenossen und den Kirchenvorgesetzten lebet in Frieden. Vergebet immer, liebet immer, arbeitet immer, gebet immer. Dann mag Euch Euer Wirken gelingen, dann gibts eine Saat auf die Ewigkeit, dann Garben! Dann könnet Ihr einmal getrost sagen: Es ist vollbracht, dann die Himmel offen sehen, wie Stephanos, und mit ihm rufen: Herr Jesus! nimm meinen Geist auf! Wisset, die rechten Lehrer leuchten, wie des Himmels Glanz, und die Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich! Ja, Gottesgelehrter: Du sollst dich selbst selig machen, und die, die dich hören! Nur suche nicht, daß es dir, sondern bevorab denen, die dir anvertraut sind, daß es deiner Gemeinde wohlgehe.

Ich bin ernst geworden, aber mit Gottesgelehrten darf und soll man nur ernst reden.

Mit Uebergehung aller andern Stände, weil alles Gesagte leicht auf sie übertragen werden kann, und wir in alles Einzelne einzugehen, nicht Zeit haben, nur noch ein Wort an den großen und allgemeinen Lehrerstand, durch dessen Hand wir Alle ohne Ausnahme gegangen sind.

Der Lehrerstand ist erst in unsern Tagen ein großer

Stand geworden. Ehemals hatten in unsern Landen nur die Lehrer auf den Hochschulen eine Bedeutung. Es gab nur Klosterschulen, Land- oder Gemeindeschulen keine. Sie waren zu Grunde gegangen. Die Römer hatten solche. Schon Hadrian, der Kaiser, sorgte für Pensionen aus der Staatskasse für Lehrer nach langen Dienstjahren. In christlicher Zeit stiftete erst Karl der Große viele Schulen. Vor seiner Zeit konnten unzählige Pfarrer kaum oder gar nicht lesen, ja, es gab bis zur Reformation noch viele Solcher. Vor der Reformation zogen gar manche Lehrer nur so von Dorf zu Dorf herum, und schlugen, wo man sie haben wollte, wie Messkrämer, fürs Essen und den Taglohn ihre Bude auf. Was, wie viel und wie mögen sie gelehrt haben? Sie zogen nach Wochen oder Monaten weiter. Luther pries den Lehrerstand sehr, erklärte ihn für sehr mühselig, und war der Meinung, der Schullehrer verdiene, nach zehen Jahren schon, aufs Beste pensionirt zu werden. Der große Grynäus sagte: „ich wollte wohl Schulmeister sein, wenn ich denn nicht immer wieder von vorne anfangen müßte.“ Doch! die Wahl ist nun geschehen. Ihr habt Euch in den Schulen schon vorgesehen, und Euch auf Schullehrerseminarien zum Schullehrerberufe, auf Gymnasien auf eine höhere Stellung, vielleicht auf Hochschulen auf eine Professur, herangebildet. Es handelt sich nur noch um Rätke fürs neue wirkliche Verhältniß, um Rätke fürs Leben. Doch wie? Sollten hier Rätke noch

nöthig sein? Hier weniger, als irgendwo oder wann? Wer Andere weise Leben lehren können, demnach lauter Rath sein soll, der wird ja keines Führers bedürfen? Er muß vollkommen selbstständig da stehen. Jedenfalls aber spreche ich hier nur mit Primar- und Sekundarlehrern, mit Real- und Gymnasiallehrern, oder wie man sie nennen will, und zwar auf dem rein praktischen Standpunkte. Nimmer sind solche Rätze zu verachten. Mit meinen Rätzen sollten die Erfahrungen übereinstimmen.

Beinahe überall ist der Schullehrer gedrückt. Die Kinder plagen ihn, die Eltern klagen, die Vorgesetzten tadeln, die Verantwortlichkeit ist groß, die Controllirung scharf. Er soll Unmögliches leisten. Sein Einkommen ist klein, ist ein „Halbsattfold.“ Er ist ein Knecht seines Amtes und seiner Zeit, und wie sonst Keiner an die Stunde gebunden. Der Schüler Unordnung und Zurückbleiben wird von Vielen nur ihm angerechnet, der Fortschritt dem Schüler. Dank wird ihm wenig gezollt. Sein ganzes Leben ist ein Nothfall.

Darum, Schullehrer! wenn du die Jugend nicht unbedingt liebst, über Alles liebst, wenn du es dir als möglich denkst, irgend etwas Anderes mit Frohsinn und Geling zu sein, als eben ein Schullehrer, so — tritt aus diesem Stande wieder heraus, ja! tritt wieder und noch zu rechter Zeit heraus, wenn du nicht ein entschiedenes Lehrertalent hast, wenn dich miserable Talente der Schüler ärgern, Noheit und Undankbarkeit kränken, der Ungehorsam dich

zornig, und der langsame Gang dir Verdruss macht. Tritt jetzt noch heraus, wenn du die Freiheit und Selbstständigkeit liebst, oder auch nur Anerkennung finden, und auf die ältern Jahre dir Etwas versparen willst. In Träume vom Danke der Nachwelt wiege dich nicht ein. Solche Träume sind Schäume! Wo die Gewalt erst noch in den Händen des Volkes ist, wird der alt gewordene Lehrer auf die Seite gestossen, und an vielen Orten gilt ein alter ausgedienter Schullehrer nicht mehr als ein Invalidenross. Die Forderungen sind groß. Auf Befehl von oben soll er sich alles Neue, weil es besser sei, aneignen, nach dem Willen des Volkes aber bei allem Alten bleiben. An Mitteln zur Fortbildung fehlt's meist. Benutze Schullehrerconferenzen! Studire, probire aber mit Vorsicht. Ueber die hintersten Schulbänke ärgere dich nicht. Bedenke, daß es in der Natur der Sache liege, daß du alljährlich die Vordersten, Besten entlassest, damit sie weiter gefördert werden. Sie müssen aus der Schule heraus ins Leben hinein! Nimm jeden Anfang und das Heraushobeln der Anfänger aus dem Rohen immer mit ein wenig Abänderung im Behandeln vor, damit du dir ja keinen Mechanismus noch Schlendrian angewöhnest. Es kann und darf dir das Schulhalten nur in stets geistigem Behandeln des Stoffes gefallen. Der Buchstabe des Buches müßte tödten. Im Behandeln der Kinder darf Niemand dir Vorbild als Jesus, der größte Kinderlehrer sein. Wie du

denkst, daß er in deinem Falle die Kinder behandelte, so solltest du die Kinder, die Schüler, die Schülerinnen behandeln.

Nein muß dein Herz, wohlwollend dein Gemüth, unbedingt gerecht und partheilos dein Loben und Strafen sein. Eine große Menge Lehrer ist für die Reichen, und gegen die Armen partheiisch, eine große Menge zeigt Eigennuz, eine große Menge ist der Laune unterworfen, unterworfen dem leidigen Schulmeisterstolze, der mit seinen geringen Leistungen prahlhant, und an dem Pfarrherrn, der doch ganz andere, längere und höhere Studien gemacht hat, reibt. Gerade in unsern Tagen, in welchen der Staat die Schule hebt, die Kirche drückt, geht der Schullehrerstand in seinem Bestreben sich zu emancipiren, viel zu weit. Immer sei der Schullehrer bei den Kindern heiter und munter, und Ordnungsliebe, Kenntnisse, Geschicklichkeit und Bescheidenheit seien seine Zierden. Fehler dagegen müssen sich bestrafen. Auf dem Lande füllt der Schullehrer seine übrige Zeit am schönsten mit landwirthschaftlichen Beschäftigungen aus. Anders ist allerdings die Stellung des Lehrers auf einer höhern Stufe mit ausgewählten Schülern, die sich der Wissenschaft widmen, und mit einem bessern Honorar. Wohl dem Lande, das treffliche Schullehrer hat, und Ehre dem, das verdienstvolle Schullehrer im Alter pensionirt. Das Einlegen in Schullehrerwitt-

*Handwritten note in the right margin:*  
 Professor's an. Schullehrer prahlhant  
 —

wenkaffen kann den Staat seiner Pflicht nicht entladen, weil es nicht viel leisten kann.

So seid nun eben in Euerm Berufe, und weihet Euch ihm. Ihr steht nun selbstständig da. Euer Vorbild ist die Pflicht nur, Euer Vorbild müßt Ihr Euch nur selbst sein. Wie?

Jünglinge! Eben hier müssen wir nun mit einander ein nicht ungewichtiges Wort sprechen, doch hättet Ihr es entweder früher erwarten mögen, oder auch es gar nie erwartet.

Ihr steht nun da! Ihr seid bereitet, gerüstet. Die Renn- und Wettbahn ist eröffnet, die Trompete hat gerufen. Das Publikum ist zahlreich um Euch versammelt. Alle schauen Euerm Auftreten, Euerm Laufe mit Interesse, aus Neugier oder Patriotismus, oder mit Gemüthlichkeit, die Euch Nahen mit Furcht oder Hoffnung zu. Es heißt nun aber nicht mehr: Was wird aus ihm werden, sondern, wie wird es ihm ergehen? Aufs Glück wird es ankommen?

Ihr werdet die Rennbahn kennen wollen. Sie ist der Beruf, das selbstgewählte und studirte Lebensverhältniß. Ihr werdet sie jedoch immer besser kennen lernen. Erfahrung lohnt Belehrbare. Vielleicht ist die Euch bestimmte, eröffnete Rennbahn länger oder kürzer als Ihr meint, vielleicht eben oder bergan, gerade oder mit allerlei Krümmungen, eben oder glatteisig, oder aber dornig, sumpfig,

mit spizigen Kieselsteinen besäet. Wie sie bis zum Ziele sei, sehet Ihr gewiß nicht recht, oder gar nicht, weil Ihr das Ziel nicht sehet. Es steht in den Wolken, hinter dem Berge, oder es erwächst erst allmählig aus der Erde.

Kennt Ihr nun Eure Füße und Eure Laufbahn gehörig? Euren Willen erkennet Ihr, Ihr seid selbst Euer Willen. Der Wille ist des Menschen Gott, aber nur ein selbstgemachter. Ist Euch das Ziel erreichbar? Wer hat das Ziel unter Denen, die vor dir liefen, erreicht? Wie leicht oder schwer? Wie frühe oder spät? Liegt Alles an der Naturanlage, oder am Willen, oder aber am Glück? Wer hat es gerade mit deiner Anlage, mit deinen Einsichten und Kenntnissen und Kräften, gerade mit deiner Willensrichtung und Willenskraft erreicht?

Solche Fragen müssen allerdings im Jünglinge, im jungen, denkenden, rüstigen Manne auftauchen. Die Phantasie will ja die Zukunft schauen, die Denkkraft es denken, die Müßigkeit es erstreben. Man will doch nicht in's Blaue hinein, nicht zum Ungewissen laufen, rennen. Und sind Diejenigen, die es erreicht haben, die besten Führer? Können etwa nur die Besten, welche anlangten, gute Rätze geben? Solltest du nicht die Theologen, Lehrer, Künstler, Aerzte, Handwerker, Juristen, Kaufmänner, kurz Diejenigen, die in eben dem Verhältniß waren, in welchem du nun bist, und nicht vergeblich liefen, anfragen, ja nachahmen?

Ja, wen sollst du dir als Vorbild wählen? Jeder Stand hat glückliche und hochbeglückte, geehrte und hochverehrte. Es muß die gleiche Bahn, der gleiche Lauf zum gleichen Ziele führen? Ist's wirklich so? Ist hier kein Irrthum, keine falsche Rechnung möglich, ja, ist der Nachahmung das Beste zuzutrauen? Große Vorbilder begeistern ja! Eben zur Nachahmung werden Euch Jünglingen große Beispiele aufgestellt. Aber wie? wenn kein Einziger gerade die Füße, die Augen, die Lunge des andern Kennenden hat? Wenn Keiner gerade bei dem Ziele anlangen soll, bei welchem irgend ein Anderer anlangte? Wenn Jeder, ohne Ausnahme, eine eigne Kennbahn zu durchlaufen hätte?

Sezen wir uns hier ein wenig auf jene grüne Bank unter die Pappelbäume, diese Palme des Nordens, und erwägen wir, was ich sagen will, mit Vorsicht und Ruhe, Will ich aber nicht flach werden, nicht Vulgariten, aber auch nicht Paradoxien aussprechen, so komme ich wirklich in etwelche Verlegenheit, und leicht könnte ich meine schöne Aufgabe: „Mit denkenden Jünglingen zu sprechen“ gefährden, zernichten. Doch eben die denkenden Jünglinge werden mir aus der Verlegenheit helfen!

Es begegnen uns zwei kindische, aber auch eine gewiß männliche Frage: wer soll nachahmen — was und wen soll man nachahmen — die dritte: warum soll man nachahmen? Auf die Erste sagt man uns augenblicklich: der Mensch, der soll nachahmen — auf die Zweite, die Doppelfrage: Nach-

ahmen soll man die Güte, und nachahmen die Guten, auf die Dritte aber: damit man gleich denen werde, die man nachahmt. Nun, diese drei Antworten hätte auch ich ohne vieles Kopferbrechen geben können, nur wären sie mir, obschon sie nur A B C Antworten sind, nicht eben zuerst in den Sinn gekommen. Ich hätte geantwortet und antworte: Niemand, d. h. kein Mann sei bestimmt, dem Andern gleich zu werden, darum soll und könne Keiner den Andern wahrhaft nachahmen. Wie so denn? Wir wollen nachdenken. Der Satz ist wichtig, und reich an praktischen Regeln für's Berufs-, für's Haus-, für's bürgerliche und alles Leben, und ich vermuthe, daß wir darüber völlig Eins werden.

Der Mensch ist unter dem Herzen der Mutter völlig unselbstständig, daselbst nur ein Theil der Mutter gewesen. Er theilte deren Fühlen, Wollen und Denken, aber nur im verjüngtesten Maasstabe, noch ohne eigenes Bewußtsein, noch ohne irgend eine Eigenthümlichkeit außer der in der Anlage. Darum hat er aus jener Zeit Alles vollkommen vergessen. Endlich zur Welt geboren, war ihm nur das Bettchen, die Stube und was in derselben war, die Welt. Diese war doch schon geräumiger und heller. Er fühlte sich bestimmter. Es entsunden Bilder in seiner Seele, Umrisse zu Vorstellungen und Gedanken. Er trat zum Hause heraus. Im Hause ahmte er seinen ältern Geschwister, außer ihm Kameraden und Mitschüler gar bald, einer-

feits mit Nothwendigkeit, anderseits mit etwelcher Selbstständigkeit, Persönlichkeit, Eigenthümlichkeit, Beides weil er Mensch war, mit mehr und minder Glück nach. Man foderte ihn oft auf zu thun wie es Sitte sei, d. h. wie Andere zu thun; that er aber Thorheiten wie Andere, so wurde er doch mit dem Beisatze, daß er nicht die Thorheiten, sondern nur das Vernünftige Andern nachahmen soll, getadelt. Man setzte also in ihm ein Erkenntnißvermögen, und eine Erkenntniß des Thörichten und Vernünftigen, von allem Beispiel ganz unabhängig, voraus. Man foderte immer mehr Selbstständigkeit und Kraft, sich nur durch sich selbst zu bestimmen, vom Beispiel Anderer sich loszumachen, es sei denn das Beispiel löblich. Auf's Nachgeahmthaben durfte er sich immer weniger berufen. War noch vom Nachahmen des Schönen die Rede, so hieß es, es sei dasselbe gar schön; nimmer aber meinte man das Nachahmen, sondern das Schöne selbst. Fragtet Ihr aber, warum das Beste nachahmen, so sprach man von wetteifern, und ein junger Mensch müsse Ehrliche haben, und um eine Prämie zu bekommen, der Oberste werden u. s. w. Das kam Euch ein wenig fauderwelsch vor, und mit Recht dachtet Ihr, daß nicht Alle eine Prämie bekommen, nur Einer der Oberste, Erste, in der Schule sein könne, oder wohl gar, daß es Euch nicht möglich sei, zu sein wie der Erste. Oder, Ihr seztet vielleicht sogar sophistisch oder schalkhaft bei, daß es ungart scheine, irgend Einen, sogar den Freund,

von der Prämie oder dem ersten Plaze zu verdrängen, worauf die Mutter oder der Vater sich eben so schalkhaft über Euer Zartgefühl verwunderten. Als Ihr aber die Schule verlassen hattet, konfirmirt waret, hörte plötzlich alle und jede Ermunterung zur Nachahmung selbst der Allerbesten auf; alle Anforderung beschränkte sich nun auf Eure Pflicht, nur mit Guten umzugehen. Ja, Ihr wurdet immerfort nur durch das Wort: Ihr solltet nun aus Euch selbst wissen, was schön und recht sei, also unmittelbar auf Euch selbst gewiesen.

Es ist auch in der Fremde nie eine andere Forderung oder Belehrung an Euch gestellt worden, wie sollte eine andere an denkende, d. h. selbstdenkende Jünglinge ergehen. Wer nicht selbst denkt, denkt nicht. Das Nachahmen Anderer ohne eignes Denken, ohne eigne Erkenntniß des Wahren und Schönen wäre ja nur ein Kopiren, das Nachahmen ohne Selbstthätigkeit im Geiste nur ein Nachäffen.

Und warum denn Nachahmen? Nur damit Etwas gemacht sei, wie es ein Anderer machte? Warum Wett-eifern? Nur damit man mit den Andern am Ziele anlange? Nur damit man ihnen allenfalls zuvorkomme? Eher sollte man sagen: Jüngling! ahme nicht nach, sondern werde Andern ein Beispiel zur Nachahmung! Gehe nicht Andern nach, sondern gehe ihnen voran! Oder, sollen Alle nachahmen? Wer geht dann vor? Der Beste! Wer hat diesen als Beispiel und Vorbild vor seinen Augen? Auf

wen soll der Erste Schüler sehen? Man müßte sagen: auf den Lehrer. Der Schüler jedoch ist kein Lehrer, und kann und soll es noch nicht sein.

Der Mensch ist ein Individuum, zu deutsch ein Eines und untheilbares Wesen, ein abgeschlossenes Wesen. Er soll es sein. Er ist ein Selbst, ein Original. Der alte Theophrastus Paracelsus schrieb unter eines seiner Porträte: Sei nie eines Andern! und die Bauern nennen da oder dort einen Menschenaffen einen Unselbst. Jeder tüchtige Jüngling ist ein Ritter des Mittelalters. Er zieht mit seiner Kraft und seinem Gedankenschwerte aus und herum, wie ein Don Quixote, doch nicht als ein solcher, dessen dichterischer Geist übersprudelte, und seine Fehden, muß er wie ein Göz von Verlichingen nothfällig nur mit Einem Arm selbst ausfechten. „Da tritt kein Anderer für ihn ein; auf sich selber steht er da ganz allein!“ Ja, nie soll der Mann, sei er Theolog oder Jurist oder Arzt oder Lehrer oder Handwerker oder Künstler oder Kaufmann oder was nur immer, Eines Andern sein, einem Andern angehören, einem Wesen seines gleichen zuschwören, einer Schule oder Parthei Unterthan sein. Es soll ihm Alles, alles Sein und Denken nur Stoff sein, den er denkt, erfaßt, behandelt — auf seine Weise. Nie haben Nachbeter sich selbst Ehre gemacht, niemals der Menschheit bedeutend genützt. Nur das, was der Mensch ist, ist sein Werth, nur was er ist, greift tief ein.

Eben darum, weil Jeder eine ganz eigenthümliche Natur,  
 Keiner wie ein Anderer ist, Keiner einen Andern (sondern  
 irgend Etwas Anderes) nachahmen soll, kann der Mensch  
 nicht recht nachahmen. Wer einen Großen nachahmen will,  
 muß schon groß, wer einen Starken nachahmen will, schon  
 stark, wer einen Schnellen nachahmen will, schnell, wer  
 einen Geschickten nachahmen will, geschickt, und wer einen  
 Geistreichen nachahmen will, selbst schon geistreich sein, also,  
 wer das Talent hätte, einen Edeln, Weisen, Heiligen,  
 wahrhaft um der Nachahmung oder um des Nachgeahmten  
 willen nachzuahmen, hätte auch das Talent, Etwas Edles,  
 Weises, Heiliges zu sein für sich wie durch sich selbst. Ja,  
 erst wenn wir ganz der Andere wären, wäre eine wahre  
 Nachahmung möglich, freilich dann nicht mehr nöthig.  
 Darum soll der Jüngling, junge Mann und Jeder immer  
 nur sich selbst nachahmen, d. h. seine Kenntnisse, seine Ein-  
 sichten, Kräfte, als sein Denken und Thun in den Dienst  
 seiner Idee, seiner Vorstellung vom Vollkommenen setzen,  
 sich von sich aus, von Andern aus, vom Leben aus, d. h. mit  
 freier Benutzung aller Mittel zum Vollkommenen, zum Voll-  
 kommenen in seiner Art nur, und wie er es kann, aus-  
 bilden. Jeder kann in einer Art, Jeder, dem nicht alles  
 Talent versagt ist, doch in seiner Art etwas Rechtes wer-  
 den. Es ist unglaublich was der Mensch, wenn er beharr-  
 lich Alles daran setzt, Etwas zu leisten oder zu werden,  
 leisten und werden kann. „Wer aber mit der Schule lebt,

muß mit der Schule untergehen;“ wer eines Andern ist und sich durch ihn dressiren läßt, ist nur gemeiner Soldat; wer Andern folgt, muß alle Fehlritte derselben mitmachen, wer nur abschreibt: Systeme oder Handlungsweisen, der marschirt nach der Trommel, der geht nicht frei und froh, und wird zuletzt ganz willenlos. Er muß zuletzt in seinem Zimmer nur marschiren. Man nennt es schön, es ist jedoch nicht frei. Wer in irgend Etwas erst noch der Menge huldigt, ruft am Palmsonntage „Hosianna“, am Charfreitage „kreuzige ihn“, am Pfingsttage: „was muß ich thun, daß ich selig werde. Ich will an den Gefreuzigten glauben!“ Nach einem nicht verstandenen, geistlos behandelten System verdrehen viele Prediger die Köpfe, nach einem mißverstandenen und einseitigen System tödten viele Aerzte die Kranken, nach falschen Erziehungsregeln richten manche Pädagogen die Zöglinge fast zu Grunde, und nach unsichern Handlungsansichten Anderer verliert mancher Kaufmann sein Vermögen. Es kann weder in der Theorie noch in der Praxis ein Mensch dem Andern unbedingt folgen, weil Jeder sich irrt. Muß man sich irren, so kann man's allenfalls auch auf eigene Faust! Man hat aber doch den eignen Kopf, die eignen Augen, die eignen Füße und Hände zum eignen Möglichstwahren, Möglichstguten und Edeln empfangen.

Die Nachahmer äffen gewöhnlich erst noch gerade das an ihren Vorbildern nach, was sie nicht sollten, d. h. das Unvollkommene, Fehlerhafte, ihren Geist aber können sie

nicht nachahmen. Alexander der Große trug eine Schulter höher als die andere. Das ahmten seine Höflinge nach. Ich sah Maler falsche Colorite, hörte Prediger falsche Deklamationen nachahmen, und junge Philosophen ahmten einen Philosophen, theils in der Grobheit, theils in seinem unmäßigen Kaffeetrinken nach. Ja, Solches kann man sehr leicht. Aber meinest Ihr Jünglinge, wenn Ihr Karl den Großen, den Arzt Boerhave, den Astronomen Herschel, den begeisterten christlichen Prediger Chrysofomos, den göttlichen Plato, den Wundermann Pythagoras, den Malermeister Raphael, oder einen reichgewordenen Kaufmann nachahmt, ein großer Karl, Plato u. s. w. zu werden? Man kann theils die Talente, d. h. das Ursprüngliche, theils den eigentlichen Genius oder Geist, der das Talent regiert, und theils auch die Verhältnisse und das Glück, nicht nachahmen. Nein, nein! Jeder muß sich wie die Kreuzspinne ein eigenes Netz weben, Jeder sich in seine eigene kleine selbstgewobene Welt setzen, Jeder nur mit seinen Waffen erobern, Jeder nur mit seinem Winde segeln! Schon die eigne Physiognomie, der eigne Gang, die eigne Schrift eines Jeden deutet darauf hin, es müsse so, anders könne es nicht sein.

Man gibt den Kindern Lössius Bildersaal, Federsens Leben und Ende gutgesinnter Menschen, Snells und Ewalds Beispiele des Edeln und Guten, damit sie sie nachahmen, aber — Robinsons und Hemskerks Abentheuer, die Reisen

in die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers, der Grönlandfahrer Gefahren und Kämpfe mit Wallfischen, Eisbären und Eisbergen, Le Vaillants Elephanten-Jagden, und die Räuber- und Mördergeschichten aus Italien reizten Euch viel stärker. Sollte der Mensch das Ungeregelte mehr als das Geregeltte, den Streit mehr als den Frieden, das Böse mehr als das Gute lieben? Wirklich sind unter Knaben noch nie Tugendbündnisse, wohl hingegen Verschwörungen zum Raube vorgekommen. Sie kopirten, wie bekannt, Schillers Räuber. Diese lernten das Kopiren sehr frühe. Mancher Jüngling lernt alles Schlechte erst in der Fremde, dort aber auf lange Zeit, oder, im allerunglücklichsten Falle, auf immer kopiren.

Man spricht mit Ruhm von alten hebräischen und christlichen Weisen, von den sieben Weisen Griechenlands, von Neuern aller Völker und Stände. In allen Ständen soll es Vorbilder geben, nach welchen der Jüngling und Mann sich richten, denen er nachstreben, denen gleich zu werden, er sich bemühen soll. Wir wollen hier wirklich Einige der Vorzüglichsten mit ein Paar Worten bezeichnen! Ich sage jedoch nicht „zur Nachahmung“, sondern nur zur Erfreung, damit wir wissen, wie weit man im Heiligen und Hohen schon gelangt sei.

Justin, der Märtyrer, wegen seines Bekenntnisses vor den Kaiser berufen, reist, von weitem her, hin, und schreibt unterwegs eine herrliche Vertheidigung des Evangeliums,

von der er wußte, daß sie ihm den blutigsten Tod bringe. Sie hat ihm denselben wirklich gebracht.

Dreimal wurde Plato von Athen nach Syrakusa berufen, um den lasterhaften Hof aus seinem moralischen Kothe herauszuheben. Welch' ein Vertrauen zu ihm! Das Volk, das überall einen sittlichen Hof will, errichtete Triumphbögen vom Hafen bis zum Pallaste. Er galt wie ein Gott! Als er, auf seiner Flucht übers Meer von Seeräubern aufgefangen als Sklave verkauft worden, verheimlichte er seinem Herrn sogar seinen Namen. Der Sklave wurde bald der Freund des Herrn. Es wurde des Letztern Stolz, ihn ohne Lösegeld loszugeben.

Die Athener schrieben auf das Grabmal Zenos, des strengsten Moralphilosophen, der mehr als achtzig Jahr alt gestorben, daß sein ganzes Leben mit seinem Systeme im vollkommensten Einklang gestanden.

Sokrates, der heilige Heide, wird von seinen höchsten Verehrern sogar mit Jesu verglichen. Wie muß derjenige sein, der auch nur von der fernsten Ferne hin zur Vergleichen soll dienen dürfen? Ja, er ehrte die Götter und veredelte die Jünglinge! Den Giftbecher trank er so ruhig als wir ein Glas Wasser, und sprach mit den Weinenden während des Trinkens immer getrost von der unsterblichen Heimath, wie wir Christen.

Alfred, der König, war der gerechteste Richter, der mildeste Mensch, der Gelehrteste unter den Gelehrten, der

Geduldigste unter allen lange und schmerzlich Kranken, der Sittlichste unter den Besten, der Christlichste unter den Christlichen seines neuen Reiches.

Antonin, der griechische Kaiser, schrieb als Kaiser ein tief religiöses und tugendhaftes Tagebuch, nur für sich selbst. Ihm lag Alles daran, daß er seiner Seele Zustand erkenne, und ihn dann recht behandeln könne. Sein Ideal war religiös-sittliche Vollkommenheit.

Wer hat Gellert in der wahren Weisheit übertroffen? Er eilte beinahe allen Menschen vor. Engel werden allerdings weiter vorne gestanden sein! Man wallfahrtet zu seinem Grabmale auch jetzt noch.

Und wer will bestimmen, ob Haller, der wahrhaft Große, im Ruhm durch ganz Europa, oder in der Gelehrsamkeit, oder im Edelsinn, oder in der Kindlichkeit, oder in seinem tief religiösen Gefühle größer gewesen sei, und von J. J. Bollhofer, Prediger, sagte Garve, der Menschenkundige, der ihn am besten kannte, er sei in seinem achtundzwanzigsten Jahre schon so vollkommen gewesen, als es ein Mensch werden könne.

Was sagen wir dazu? Das sind Ehrensäulen! Ihr kanntet sie jedoch schon, so daß ich sie gar nicht, oder nur als Namen hätte bezeichnen müssen, allein es vergnügte mich innig, mich selbst auch an sie zu erinnern; denn Jünglinge! Wenn Christus zu den Jünglingen, die vor ihm saßen, sagte: Was ich Euch sage, das sage ich Al-

len? so muß der nur menschliche Lehrer zu seinen Jüngern sagen: Was ich Euch sage, das sage ich auch mir. So Etwas mußte eben nur Christus nicht.

Führen wir noch einige Lebensregeln an. Erwartet jedoch nicht die Alltäglichen, d. h. schon tausendmal wiederholten, wie z. B. das Thalesische: Die Selbsterkenntniß ist die schwerste — das Solonische: Vor dem Tode sei Niemand glücklich — oder das Salomonische, daß Alles seine Zeit habe, oder daß Alles eitel sei. Wohlbekannt sind aber auch: Höre viel und schwaze wenig, oder, wer nichts begehre, sei reich, wer alles begehre arm, oder auch: sei stets des Todes eingedenk. Wir wollen einige Minderbekannte, wie Perlen an einer Schnur, anführen:

Scheide vom Gemeinen das Eigene, vom Heiligen das Weltliche; hemme die thierische Lust, sichere die Rechte, erbaue Städte, und grave Gesetze in Tafeln.

Des Menschen größte Gefahr liegt in andern Menschen.

Vergiß gegebene Wohlthaten augenblicklich, empfangene nie!

Die Vorhersehung der Zukunft ist des Mannes werth.

Seze dich nicht aufs Fruchtmaß.

Friß kein Herz.

Grabe den Namen Gottes nicht einmal auf deinen liebsten Fingerring, damit er dir nie gemein werde.

Halte kein Mahl ohne Salz.

Laß keine Schwalbe in deinem Hause nisten.

Die Tugend ist eine Rüstung, die unverwundbar macht, und die ihm ohne seinen Willen gar Niemand rauben kann.

Schüre das Feuer nicht mit dem Schwerte.

Es gibt durchaus keinen Menschen ohne allen Sinn und Trieb zur Tugend.

Einige edle Naturen verstehen ihren eignen Sinn und Trieb nicht allemal sogleich, und verlieren die eine Hälfte ihres Lebens in widersinnigen Versuchen.

Viele, obschon belehrt, gelangen doch nie zur Erkenntniß.

Biße nicht gegen die aufgehende Sonne.

Manche Menschen bellen alle die an, die sie nicht kennen.

Wenn Ihr nicht hofft, werdet Ihr das Ungehoffte nicht finden.

Aber Goldgraber werfen oft viel Erde auf, und finden nur weniges.

Gerade durch die Unglaublichkeit entschlüpft das Wahre.

Vielwisserei ist bald nützlich, bald schädlich. Manche finden in ihr immer neue Gründe fürs Thörichte. Darum thuts mehr Noth, den Uebermuth des Vielwissers zu dämpfen, als eine Feuersbrunst.

Der herbere Tod erlangt auch größern Ruhm.

Man kann nicht zweimal in den gleichen Fluß steigen.

Alle Geborne wollen nicht nur etwa Leben, sondern auch

Tod haben, und hinterlassen Kinder, daß denen auch Tod werde.

Ein thörichter Mann begreift nicht mehr von der Stimme des Dämons (Genius, Geist, Leitstern,) in ihm, als ein Kind von der Rede des Mannes.

Selbst den Namen des Rechts würden die Thörichten nicht wissen, wäre nicht Furcht und Strafe.

Die bessere Seele durchzukt oft den Leib, wie ein Blitzstrahl die Wolke.

Ja, bunte Perlen! Perlen voll praktischer Weisheit! Die Einen sind ganz sonnenklar und durchsichtig, Andere, wie delphische Orakelsprüche, dunkel. Versuchet die Lösung selbst.

Junge Männer! Ihr habt Euch nun Euern Beruf und einen Theil Eures Lebens eingerichtet. Ihr laufet nun Eure Bahn. Es ist jedoch Großes und sehr Großes zu besprechen übrig. Das Größeste kommt erst noch nach. Die Aussicht wird immer weiter. Es geht ja immer noch Berg an. Neue Freuden, neuer Schweiß, neue Pflichten!

Ich habe mit Euch schon, da ich von Euerm Vormittag sprach, von dem geschlechtlichen Verhältniß gesprochen, und Warnungen und Winke, und zwar nicht nur wenige, gegeben. Es fragt sich nun, was Euer Bewußtsein Euch jetzt dazu sage, wie Ihr in dieser Beziehung zu Euch selbst stehet? Angenommen, Ihr habet gerechte Anwartschaft auf eine glückliche Ehe, sprechen wir nun väterlich von

der ehelichen Verbindung. Es ist Zeit, denn Ihr seid im Mittag Eures Lebens. Will man sich verhehelichen, so sollte man, (so denke ich es mir,) doch nicht bis zum Abend warten. Denn, Alles hat seine rechte und seine unrechte Zeit, und „zu früh und zu spät ein Ding nie recht geräth.“ Es wird jedoch schon die Frage, ob man sich verhehelichen soll? verschieden, mit Ja und Nein beantwortet. Es versteht sich aber augenblicklich von selbst, daß die Zahl der Verneinenden zu der der Bejahenden sich nur wie zwei oder drei zu hundert verhält. Der Schöpfer hat dafür gesorgt, daß nur sehr Wenige verneinen können oder wollen. Er selbst hat die Ehe möglich gemacht, selbst sie durch die Natur gestiftet, selbst sie anbefohlen, und für die, welche dem Bibelworte glauben, für die Ehe erst noch einen besondern Segen angeordnet. Doch nimmt es sich sonderbar aus, wenn ein Unverehlichter Andern die Verhehelichung anempfehlt, in welchem unnatürlichen Falle die katholische Geistlichkeit ist, wenn sie von Gottes Anordnung und Willen hierin spricht. Sie kann aber nicht gern davon sprechen. Schon ein scherzhafter Grieche alter Zeit erwiederte einem Unverheiratheten, der ihm die Verheirathung warm anempfohlen: Nun! so gib mir Eine von deinen Töchtern! Ein Anderer äußerte Einem, der ihn fragte, was er meine, ob er sich verheirathen solle oder nicht: Thue, was du willst, so wird es dich gereuen! Es ist in dieser Antwort um leicht aufzufindender Gründe

willen, viel Wahres. Ein Sprüchwort sagt: Ein lediger  
 Leib ist Goldes werth. Auch goldene Ketten binden, sagt  
 man. Der Verehlichte entbehrt allerdings mancher Frei-  
 heit, und kann und darf nicht mehr zügellos leben, aber  
 der Unverehlichte muß wahrer Frauenliebe, der Liebe einer  
 eignen Kinderwelt entbehren und ist ebenfalls nicht frei. Ihn  
 drückt erst noch, besonders wenn er älter geworden, ein stetes  
 Gefühl der Unbehaglichkeit, der Verlassenheit, der Isolir-  
 heit mitten in der Welt. Er ist eine Art Robinson. Im  
 Alter reuet es ihn, daß er sich auf eine Insel verschlagen  
 ließ, nur läßt ers nicht an sich kommen, und vergeblich  
 beruft er sich darauf, daß auch berühmte Männer: Philo-  
 sophen und Kaiser (Kant und Joseph) unverehlicht geblie-  
 ben. Liebe und Sorgfalt für sein Haus kann er sich  
 keine kaufen, Haushälterinnen und Schwestern sind keine  
 Gattinnen, und sterbend kann er Niemandem seinen Segen  
 hinterlassen. Gibts ein heiligeres Schauspiel als der Ab-  
 schied eines sterbenden Vaters von seinen Kindern? So-  
 genannte Knabenhaushaltungen taugen nichts. Außerst  
 selten, beinahe nie, wird von einem Manne gesagt, er sollte  
 nicht heirathen, das Gegentheil aber wird von Neunund-  
 neunzig gegen Einen gesagt. Im Gespräche über Söhne  
 und Töchter wird immer gefragt, ob sie noch nicht ver-  
 heirathet seien? Man hält das Heirathen und nicht das  
 Gegentheil für Ordnung und Natur. Das ist es eben!  
 Mag jener Grieche recht oder nicht recht haben, mag uns

das Heirathen oder Nichtheirathen gereuen — nur Ersteres ist Natur, die Natur aber ist Gottes Ordnung. Alle Völker haben in der Ehe etwas Gutes gesehen; überall sind Verlobungsfeste fröhliche Feste, und die Hochzeitstage galten in aller Welt, von Adam an, für die herrlichsten, glänzendesten, für Blumen im Lebensgarten, für helle Himmelssterne, die auf immer durch die Erinnerung ins dunkle Leben herunterleuchten. Kann man, so feiert man ja den ersten Hochzeittag nach fünf und zwanzig Jahren in einer „silbernen,“ nach fünfzig Jahren in einer „goldnen Hochzeit.“ Doch ist der erste Hochzeittag der goldene, der Zweite aber nur Silber, der Dritte ist nur noch unedles Metall, wenn wir aufs Sinnliche sehen. Der Erste wirkt wie die Hoffnung, der Zweite wie die Gegenwart, wie Sein und Haben, der Dritte wie die Erinnerung. Der Dritte kennt keine irdische Sorge mehr, und steht am Grabe. Er löst sich in Lob und Dank gegen Gott, und dann auch in himmlische Hoffnungen auf. Darum kann er unter den Dreien der weiseste und heiligste sein. Der alte Orpheus lehrte die wilden Thracier die Ehe, Rom zerfiel als es die Ehe zu verachten anfing, alle Religionsstifter erklärten die Ehe für heilig, alle weisere Gesetzgeber ließen den sonst nur physischen und ökonomischen oder nur bürgerlichen Ehevertrag durch die Religion weihen, und alle Staatsmänner sahen in der Ehe die festeste Grundlage des Staatswohls. Es ist ein schlimmes Zeichen für den Staat

als den Träger der bürgerlichen oder äußerlichen, und für die Kirche als die Trägerin der religiös-sittlichen oder innern Ordnung, wenn sich der Haß gegen die Ehe vergrößert, und sich die Zahl der Hagestolzen vermehrt. Es deutet auf einen am Guten nagenden Krebs. Der Staat besteht durch seine Bürger. Darum haben schon manche Gesetzgeber die Hagestolzen, die nicht für die Fortdauer des Staates sorgen, diese doppelt und dreifach besteuern wollen. Auch Luther, der große Kirchenvater für die Eine unserer Confessionen, foderte die Jünglinge seiner Zeit dringend auf, gegen ihre Neigung zur Ungebundenheit und Sorgenlosigkeit sich zu verehlichen, und herzlich und derb nach seiner Weise, aber mit tiefer Wahrheit, sagt er dem, der eine Junge, Schöne, Reiche, Sanfte, Geschickte und Tugendhafte, aber keine andere, haben wollte: Ja, du N. . . , man wird dir eine malen! Jünglinge! Wer nur eine, in aller Beziehung vollkommene Gattin haben will — ja, der bleibe unverehlicht. Salomon sagt, er habe unter tausend Männern nur Einen gefunden, der seinem Ideal entsprochen, unter tausend Frauen gar keine. Er kann jedoch auch keinen Mann gefunden haben, der vollkommen gewesen wäre. War er doch selbst, als er Solches schrieb, sehr unvollkommen, viel unvollkommener, als er in seinen jüngern Jahren gewesen! Jüngling und Jungfrau, Mann und Frau, ja, der Greis und die Greisin sind noch unvollkommen, und Vollkommenes kann auch an und

in der Menschheit auf Erden nicht gefunden werden. Die Unvollkommenheit gehört zur Ehe, wie zur Menschheit und zur Erde. Vollkommenes kann sich nicht mit einem Unvollkommenen verbinden. Es gesellt sich zur Ehe nur Gleiches. Darum lassen wir das lächerliche Wort aus der Oper: Mann und Weib und Weib und Mann, gränzen an die Gottheit an, ungesungen!

Wir rathen also dem Jünglinge, der nur ein vollkommenes weibliches Wesen ehelich mit sich verbinden möchte, an, zuvörderst sich selbst vollkommen zu machen, und dem jungen Manne, der einen Engel suchen will, sich die Mühe nicht verdriesen zu lassen, sein ganzes Leben im vergeblichen Suchen zu verschwärmen, Allen hingegen, sich zu verehlichen, im Ehestand nichts Unmögliches zu wollen, sich in die Welt und alle deren Verhältnisse zu fügen, und — sich die Ehe zu einer Tugendsschule machen zu wollen. Aber eben wollen Manche nicht mehr in die Schule gehen. Mann und Frau, Gatte und Gattin können einander versittlichen und — entsittlichen, können, werden, wenn sie sind, wie sie sein können, mit einander zufrieden leben, und viel Glück mit einander haben. Der Himmel hingegen schwebt noch für Beide, schwebt für jede Ehe noch viel zu hoch, und die Sterne kann Niemand, wäre er in seiner Vollkommenheit riesengroß, herunterlangen. Doch, dem sei wie ihm wolle, den Meisten kömmt einmal die Stunde, in der sie sich geneigt fühlen, ihren Stand

zu verändern, oder, wie sich unsre Voreltern ausdrückten, in die heilige Ehe zu treten. Ich weiß aber nicht, ob die Wahl eines Berufes oder einer Ehegattin entscheidender fürs Lebensglük und die Sittlichkeit sei. Gewöhnlich sieht man nur aufs Erstere, und denkt, mit dem Zweiten gebe es sich von selbst, und doch gibt es sich wahrhaftig nicht von selbst, oft noch weniger als mit dem Lebensglüke, denn die Sittlichkeit ist zarter, freier, verderbbarer. Man sagt: Drei Tage seien für den Menschen entscheidend: Erstens sein Geburtstag. Nun ja! das versteht sich von selbst. Durch diesen wird er ein ganzer Mensch, und betritt er seine ewige Laufbahn. Alles hängt für ihn an eben diesem Tage. Wie furchtbar wichtig war das Wort des sonst so milden Jesus über Judas, den Mann der Sünde und des Todes: „Es wäre besser, er wäre nie geboren worden.“ O, daß dieses Wort sonst auf keinen andern Erdgebornen pakte! Solche sollten ihren Geburtstag nie, oder nur mit Todesangst feiern. Der zweite Tag ist der Confirmationstag. Dieser kann wirklich auch viel entscheiden, aber das spätere Leben, das Leben, in welchem das Gelübde gehalten werden soll, ist lang, und ändert oft an ihm unerwartet und unbegreiflich viel. Mancher taugt noch während der Confirmationszeit und noch geraume Zeit nachher nichts oder nur sehr wenig, aber das Leben mit seinem hohen Ernste und seiner Güte corrigirte ihn, und er wurde noch ein wackerer edler Mann. Wie Viele hin-

gegen sind nur in der Confirmationszeit gut und ernst, nur am Confirmationstage im Gelübde heilig, nur beim ersten Abendmahle wahrhaft christlich. Dann verlöscht das Licht in ihrem Herzen wieder, das Wort verhallt, die Kraft erliegt, die Tugend schwindet, und das Gelübde löst sich bis in seine letzten bindenden Fäden auf. O, dieser zweite Tag wirkt auf sehr Viele nicht entscheidend, selbst wenn das Gelübde in einen Eid (was nie geschehen sollte) verwandelt worden wäre. Knaben und Töchter sollen nicht Eide schwören! Der dritte entscheidende Tag ist der Sterbetag, weil dieser den Menschen der Erde und allen deren Verhältnissen in einem Nu entreißt, ihn aus der Zeit in die Ewigkeit und plötzlich in ganz andere Verhältnisse versetzt, und sich eben so schnell die neue Welt in ihm und um ihn nach der alten vergangenen, oder nach der gestaltet, wie er die erste Zeit und Welt seines Lebens sich gestaltet hat. Ja, sie schließt sich ihm im Himmel auf oder zu. Dieser Entscheid liegt jedoch, so wenig als sein Geburtstag, in seiner Hand. Da entscheidet ein Anderer, Höherer, und ein ganz freier Geist! Aber die Benutzung der Confirmation, des Berufes Wahl, und die Wahl des Ehegatten sind ihm zum Theil freigelassen und gegeben. Ein Theil des Entschides für irgend einen Beruf liegt, wie wir gesehen und wissen, schon in seiner Geburt und den durch deren Zeit und Ort abhängigen Verhältnissen, und in der von Gott ihm ver-

liehenen Organisation seines körperlichen und intelligibeln Wesens. Auch die Berufe können glücklich und unglücklich, gut oder böse machen; auch sie haben, wie das Leben, ihre glatten Flächen zum sichern und freudigen Fortsegeln, und — ihre Sandbänke und drohenden zafigen Klippen.

So ist es auch mit der Wahl eines Ehegatten, so mit dem Tage der Verlobung und Verehlichung, und entscheidend kann auch dieser wirken. In Vielen entscheidet er gar über beides: über Glük und Sittlichkeit. Man sagt: wenn noch irgendwo der Himmel auf Erden zu finden sei, so sei er in einer glüklichen Ehe zu finden — wenn noch eine Hölle, so müsse sie in einer unglüklichen Ehe zu finden sein. Nicht Ein Verehlichter kann sich allem Einfluß seiner Gattin entziehen, denn, Keiner ist hienieden ganz selbstständig. Wäre ers, er paßte nicht einmal für die Ehe. Sind aber die Gefahren (des Berufes und) der Ehe stärker als der Mann, so geht er unter, und Millionen verweinten in der Ehe ein unglükliches Leben. Die That ist kurz, die Reue lang. Darum, junge Männer! merket auf das, was ich sage:

Man gibt eine Menge Vorsichtigkeits- und Klugheitsregeln für die Auswahl einer Gattin an, vergißt jedoch zuvörderst an den Wählenden zu denken. Ein Ehegatte ist nicht wie eine Sache, oder auch nur wie ein Beruf, ein an sich todtes Ding, dem wir erst Leben einhauchen

müssen, das sich durch uns allenfalls neu bilden und umgestalten könne, sondern selbst auch ein lebendiges Wesen mit Willenskraft, die sich in ihm nach seinem Denken und Fühlen einrichtet. Er ist ein Mensch wie wir. Darum handelt es sich gar nicht nur um die Frage, ob die Jungfrau den Jüngling, sondern auch, ob der Jüngling der Jungfrau gefalle, und ob beider Sinn und Trachten, beider Denken und Fühlen, Alter und Verhältniß zu einander passen. Entscheiden aber die Eltern, wie es an Höfen, in Fürsten- und andern vornehmen Familien der Fall ist, in welchen oft Kinder schon in der Wiege für einander bestimmt, mit einander verlobt werden, Verlobungen entzweite Familien wieder miteinander versöhnen, Länder aneinander gebunden, und Völker erobert werden sollen, ja, dann gestaltet sich Alles freilich ganz anders. Aber im gewöhnlichen bürgerlichen Leben wird, wenigstens dem Jüngling, dem Sohne, freie Wahl gelassen, hingegen für die Tochter noch oft genug nur durch die Eltern entschieden. Alsdann müssen doch die Eltern am Bewerber um irgend eines Grundes willen, irgend ein Wohlgefallen haben.

Recht artig singt der Lieblingsdichter Castelli vom Wohlgefallen an der Jungfrau. Er sagt uns in der Schilderung der Jungfrauen, welche wir nehmen sollen und welche nicht. Man kann aber nicht geradezu so nehmen, wie beim Raub der Sabinerinnen. Die raubenden römischen Jünglinge hatten auch nicht einmal mehr als einen Augenblick

Zeit, die Jungfrauen zu beschauen und deren Vorzüge abzuwägen. Denn als der Sturm über die Mädchen kam, werden sie erst noch gleich aufgeschreckten Mehen gestoben sein. Darum mußten sich die Römer einzig durch das Aeußere leiten und verleiten lassen, und die Langsamsten mußten nehmen, was übrig geblieben war. Vielleicht sind diese noch gar nicht am übelsten gefahren, denn der Schein trägt etwa einmal zum größten Vortheil. Damit fragt es sich auch und zwar zuerst: Wen kannst du bekommen? Es geht darin oft sehr sonderbar. Der Schönste, Reichste, Vornehmste kann, gegen alle seine Erwartung, zurückgesetzt werden. Das Sprüchwort sagt: Wer das Glück habe, führe die Braut heim. So sollte denn nur das Glück, der sogenannte Zufall, über ein so wichtiges Verhältniß entscheiden? Da ist das Sprüchwort, daß die Ehen im Himmel, dessen Beschlüsse wir nicht sehen, geschlossen werden, viel besser.

Jüngling! Wenn du nur einigermaßen ein Recht auszuwählen haben sollst, so mußt du irgend einen Vorzug an dir haben. Du mußt viel Talent, Geist, Kenntnisse, Geschicklichkeit, oder große sichere Moralität, oder ein sicheres Vermögen u. s. w. haben. Auf nichts will man nichts stellen. Der trefflichste Habenichts kann bisweilen nicht vortheilhaft auswählen, der reichste Taugenichts sich aufs Beneidenswertheste verhehlen. Oft entscheidet Schönheit, doch beim Mann selten, denn, der größere Theil selbst

der schönsten Jungfrauen weiß wohl und glaubt's, daß man von der Schönheit nicht gegessen habe. Oft zieht die vornehmere Verwandtschaft vor. Nicht seltener entscheiden Gesundheit, Jugend und Berufsart. Wer im Besitze aller oder wenigstens mehrerer Vorzüge wäre, hätte gut wählen; wer Aller ermangelte, an Allem ein Bettler wäre, müßte eben wie der langsamste Römer thun, und sich mit der Erhaschten zufrieden geben. Viele begehrten die junge schöne Königin Viktoria in England, aber die vergebliche Hoffnung machte sie nur wahnsinnig, statt glücklich. Schlichte Bürger dürfen ihre Augen nicht zu Viktorien erheben, und gemeine Unterthanen erobern keine Königinnen. Im alten Indien mußte Jeder in seiner Kaste, wie seinen Beruf, so seine Gattin wählen, und in Aegypten war der ausgepiffene Stand der Schweinehirten auch in der Wahl einer Gemahlin in sich eingesperret. Der Zigeuner muß eine Zigeunerin ehlichen. Wer sonst wollte ihm seine Tochter geben? Und der Bettler wird die, die er wie einen Groschen zufällig auf der Straße findet, nehmen müssen. Könige hingegen und Fürsten ehlichen Königinnen, Fürstinnen, und wenn Bettler mit ihren Dulcineen nur leere Bettelsäcke, so erobern Könige mit den Ihrigen Länder und Völker. Die Meisten müssen demzufolge wirklich ganz indisch in ihrer Kaste heirathen. Die Kaste gehört zur Geburt in der Zeit und im Ort, die Geburt aber steht in den Sternen, und die Magier könnten desnahen, wie den

Tag der Geburt und des Todes nebst dem Schicksal, so auch die Braut und unsre Ehe oben in den Sternen lesen. Werden die Ehen so nicht wirklich im Himmel geschlossen? Sie sind Sachen des Schicksals. Eine Jungfrau, die wir nie finden, immer suchen, machte uns ja nur zu Don Quixoten. Sie zu finden bedürften wir eben der Führung der Schicksals- oder Himmelsmächte.

Der Maasstab, nach welchem Jünglinge die Jungfrauen werthen, ist ungemein verschieden. Die Jüngern sehen meist auf Schönheit und Jugend, die Aelteren weit mehr auf Vermögen und anderartige Verhältnisse. Man spricht aber auch von einer Menge Frauentugenden, und meint phantastisch, alle seien gleichermaßen zum Glück der Ehe unentbehrlich. Sie heißen: Sittsamkeit, häuslicher Sinn, Verstand, Sanftmuth, ehrenwerthe Verwandtschaft, körperliche Schönheit und Reichthum. Diese wären die heilige Zahl Sieben. Wie oft jedoch werden nicht alle sieben beisammen sein, wie schön die Phantasie und die Hoffnung des Suchenden sie in einen zierlichen Blumenkranz verbinden kann! Die heilige Zahl kann bis auf vier und drei und zwei heruntersinken. Es gibt aber noch mehr als die genannten Sieben. Jugend und Geschicklichkeiten oder irgend eine Tauglichkeit für den Beruf, den wir treiben, fürs Verhältniß, in dem wir sind, sind ebenfalls, je nach unsern Umständen, für uns Tugenden oder Vorzüge. Manches vortreffliche Stadtfräulein paßte nicht für einen

Landwirth, und die Vornehmerzogene nicht für den Handwerker. Eine kräftige Jungfrau trat mit ihrem Bräutigam, der Schmid war, sogleich vor die Esse und den Ambos, und hämmerte mit ihm von Stund an trotz einem Schmiedegesellen ihr Lebenlang. Vortrefflich ging eine Andere in den kaufmännischen Beruf ihres Gatten ein, und nahm die ganze Correspondenz auf sich, und wieder eine Andere besorgte eine große Landwirthschaft mit dem besten Geling, wenn hingegen Andern der Beruf des Mannes gleichgültig ist, ganz fremd bleibt, oder wohl gar widrig und unausstehlich ist und wird. Wessen Beruf nicht sehr hoch steht, muß darauf Rücksicht nehmen. Keine Frau kann für ihren Professor den Katheder besteigen, Keine auf der Kanzel für ihren Pfarrer predigen, Keine im Rath und Gericht statt ihres Gatten sitzen, aber manchem Künstler, Arzte, Kaufmann, Handwerker und Landmann kann sie gute Dienste im Berufe leisten. Es will Alles erwo-gen sein!

Es kommt auch das Intelligible und Gemüthliche in Anschlag. Es sind bei gleicher Zahl der Vorzüge nicht Alle für Alle, und mancher Mangel der Geliebten hat für diesen oder jenen Bräutigam beinahe gar keine Bedeutung. Die Ungeduldige ist zwar nicht für den Ungeduldigen, und die Eigensinnige nicht für den Eigensinnigen; denn, zwei harte Steine malen selten reine; dennoch ist eine Ungeduldige für gewisse Männer sehr passend, und die Eigen-

sinnige, wenn sie überwiegenden Verstand hat, für viele Haushaltungen ungemein nützlich. Zwei Schönheiten, zwei Reichthümer, zwei Sittsamkeiten u. s. w. reimen sich gut, niemals jedoch oder nur sehr selten, zwei gleiche Mängel. Wenn ein Blinder den Andern leitet, fallen Beide in die Grube, und wenn Jedes dem Andern gerade die Fehler, die es selbst an sich hat, vorwerfen kann, gehts nur um so schlimmer. Darum wähle ja keine, die deine Fehler an sich hat, es sei denn, du findest keine Andere. Hier soll das Sprichwort „gleich und gleich gesellt sich gern“ mit Vernunft angewendet werden. Ungleiches reimt sich oft besser. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Mann, weil er sich selbst nicht genügen kann, und darum noch Etwas außer sich sucht, gerade das, was ihm mangelt, in seiner Gefährtin sucht und finden will. Er kann seine Ergänzung suchen. Plato stellte den geistreichen Mythos auf, daß der Urmensch ein Doppelmensch gewesen, seine Ergänzung an sich selbst gehabt, und also nichts außer sich habe suchen müssen, dann aber sich in Mann und Weib getheilt habe; daß seitdem der Mann das Weib aufsuche und das Weib sich finden lasse, und im Grunde, in der Verbindung Jedes sich ergänze. Wirklich läßt sich ein solches Suchen, ein gewaltiges, tiefnatürliches Verlangen, ein wunderbares dunkles Sehnen nach dem ihm mangelnden Gegensatze nicht läugnen. Es ruft auch in der That dem Begriffe von der großen geschlechtlichen Wahlverwandtschaft, die durch die

ganze belebte Natur hindurch geht. Eben darum gefällt dem Einen Jüngling Ein Mädchen über alle Maassen, ein Anderer hingegen würde eben dieses Mädchen nie lieben können. Er fühlt sich von ihm nicht angezogen, fühlt sich abgestoßen. Es ist nicht seine Ergänzung. Daher heißt es: Schau sie mit meinen Augen an, so wird sie auch dir gefallen. Mädchen und Jünglinge, die Allen gefallen, sind demzufolge wahre Phönixe. Einzelne missfallen Allen. Auch diese sind Phönixe. Darum kann noch jeder Jüngling und Mann eine Gefährtin, jedoch, weil nur die Männer suchen, nicht jedes Mädchen einen Gefährten finden, denn, Mädchen, die sich finden machen, gefallen nur Thoren oder Sündern. Die Erfahrung sagt, daß sich die Kraft der Milde, die Milde der Kraft, jedes sich seinem completirenden Gegensatze zuneige. Es geschieht oft beiderseits ohne irgend ein klares Selbstbewußtsein. Hierin liegt das Geheimnißvolle, das wahrhaft Mystische, das natürliche Sakrament der Ehe. Mit klarem Selbstbewußtsein hingegen sucht ein Armer eine Reiche, der Städter ein Landmädchen, der Herr seine gute Haushälterin, der Sittenlose eine Strengsittliche, und der Stolze, Harte, Bornige eine Bescheidene, Weiche und Sanfte. Der kynaische Philosoph Aristipp, der sich gar gerne an Höfen, bei den Reichen und an deren Tafeln aufhielt, antwortete auf die Frage, warum die Philosophen immer die Reichen, die Reichen hingegen nie die Philosophen aufsuchen: weil die

Philosophen einsehen, was ihnen mangelt, die Reichen hingegen nicht. Interessant, aber auf dem gleichen Standpunkte, ist die Thatsache, daß manche Jungfrauen ältere Männer allen jüngern vorziehen. Wenn jedoch eine reiche Jungfrau einen dürftigen Bräutigam nur wegen seiner Dürftigkeit vorzieht, so wird sie gewiß von werthlosen Ansichten misleitet.

Noch haben wir Etwas vergessen. Wir holen es, aber nicht nur der Vollständigkeit, sondern wegen seiner Wahrheit und Wichtigkeit nach. Eine zierliche Frauentugend ist auch die Religiosität oder Frömmigkeit. Trachte nach dieser! Manche Bewerber schauen darauf zu ihrem endlosen Nachtheile gar nicht; Andere hingegen fodern von ihrer Braut sogar ein enges und engherziges Christenthum. Thue was du willst. Es gibt Jungfrauen für alle wahre und alle falsche Bedürfnisse und Meinungen. Wähle nur keine Irreligiöse, Glaubensleere, keine, die die theologischen Sankereien kennt, keine Nationalistin noch Mystikerin. Eine einfache, glaubende, thätige christliche Frömmigkeit reicht für sie (so wie für die meisten Männer,) vollkommen aus. Die Theologisirende würde mit dir zanken, die Mystikerin dich vielleicht verurtheilen, und die Nationalistin die Kinder dem gefühlsleeren Geschwäze zuführen. Systeme sind nicht für Frauen. Sind sie sogar nur für einzelne Männer! Die Natur selbst hat uns alle ihre Systeme hinter Miegel und Schlösser gelegt, und wir Männer

selbst können sie mit Eisen und Feuer und allen unsern Spekulationen nicht öffnen. Des Weibes System ist die Natur, die es selbst ist, und dieses sein System ist sein Bestes und Wahrestes. Sein System ist ein tiefes Gefühl fürs Religiöse und Sittliche, ein Takt fürs Leben, wie ihn der Mann, der Begriffe sucht, nicht hat noch haben soll. O, ein Weib ohne Religiosität, eine Frau ohne Gottesfurcht im Herzen, eine Hausmutter ohne thätige freundliche Frömmigkeit... Jüngling! o diese nimm nicht, auch wenn sie dich wie Madame Potiphar am Kofe ergreife. Asteris Muttertreu zeigt dir in einem lieblichen Bilde, welche du wählen, welche nicht wählen sollst. Es weist dich nicht auf die, welche üppig und frech nach dir schaut, sondern auf die, welche mit einem jungen Mädchen fein freundlich, demüthig und fromm in die Kirche geht. Diese ist eine brave Hausfrau, eine lehrende Mutter, eine Mitleiderin in der Krankheit geworden. Das Sein und Ergehen der Andern können wir errathen. Bist du selbst religiös und christlichen Glaubens, so wirst du gewiß nicht das Gegentheil von dir hierin wählen.

Manche fodern etwelche Gelehrtheit, wenigstens Belesenheit, Künste der Stimme, der Hand, des Fußes, der Zeichnung, des Klaviers und des Tanzes Kunst. Gelehrsamkeit ist für die Frauenzimmer nichts als ein Luxusartikel und Flitterstaat. Siezu ist es nicht geeignet und darum nicht bestimmt. Seine Natur ist anders, und seine

Bestimmung ist das häusliche Leben. Es soll nur eine achtungswerthe und liebe Gattin, eine vortreffliche Mutter und Erzieherin, eine angenehme Gesellschafterin und eine geschickte Haushälterin sein. Gelehrte Frauen vernachlässigen gewöhnlich den Gatten, die Kinder, das Hauswesen, und können im Wissen dem Manne doch nicht Schritt halten. Sie halten sich meist nur ans Wort der Bücher, und beinahe all ihr Sinn geht nur aufs Einzelne und auf den Glauben an Dieses. Das Wissen aber geht auf's Allgemeine. Es gibt und soll nur wenige Frau von Stael, von Genlis, Hanke und Karoline Pichler geben. Allenfalls mag der reiche Jüngling eine gelehrte Braut suchen. Angenehm und schätzenswerth jedoch ist etwelche Belesenheit. Das Lesen edler Schriften ist ja ein treffliches Bildungsmittel, und die Bildung als Frucht des Lesens eine herrliche Würze am Tische und im täglichen Umgange. Manche Jungfrau macht gar nette Gedichte. Ehre diese Kunst und freue dich ihrer. Sie kann dein Hauswesen an Familienfesten erheitern, verklären. Der Frauen Dichtkunst ist lauter Gemüth. Kaum entbehrlich ist der Frauen- gesang. Gatte und Gattin müssen miteinander singen können. Der Gesang vereint nicht nur ihre Töne, sondern auch ihre Seelen. Die Kinder hören gar gerne Vater und Mutter miteinander singen. Sie kommen ihnen dann als Engverbundene, ja als Eins vor. Eine kunstreiche Hand hat nicht minder großen Werth. Die Zeichnung bildet Aug'

und Sinn, und macht sich oft sehr nützlich. Ein schönes Klavierspiel entzückt an der Braut, und entzückt noch an der Frau, wenn nur durch dasselbe keine Vernachlässigung des Hauswesens entsteht. Meist verstummt es im Laufe der Zeit von selbst, wenn die sogenannten Kammeramseln vielschimmig zu singen anfangen, und die kleinern und größern Kindlein von Vormittag frühe bis Abends spät an Leib und Seele besorgt werden müssen. Manche Mutter spielt nach zehen Jahren kaum noch Einen Ton. Die Tanzkunst ist, auf's allerwenigste gesagt, keine der ersten Künste, ob schon das Wohlgefallen an ihr den Herodes zu einem unsinnigen Schwur und zum Verbrechen verleitet hat. Sein Sinn dafür sei nicht unser Maasstab. Die beste Tänzerin zu sein mag für eine Jungfrau ein Ruhm sein, für eine Gattin, Hausfrau und Mutter ist es keiner mehr. Der Vernünftige wählt, wie Plato sagt, was Stand hält, was bleibenden Werth hat. Immer zwar mag das Schöne mit dem Nützlichen verbunden werden, wie die Alten lehrten, aber was nichts als schön ist, muß im Hauswesen zurückgesetzt sein. Man fodert von der gebildeten Jungfrau nicht selten auch die Kunst französisch sprechen zu können. Auch dieses Können ist gut. Alles Können ist besser als Nichtkönnen, wie das Wissen besser als das Nichtwissen ist. Fertigkeit in fremden Sprachen kann in den vornehmern Ständen sehr wünschenswerth, eine Zierde, ja sogar eine Nothwendigkeit sein, in den nichtvornehmen ist sie es

nicht. Wie viel und sehr viel ist bei der Wahl einer Gattin zu erwägen!

Man sagt, man kenne nur dasjenige weibliche Wesen, mit welchem man ein Viertel Salz gegessen, dem zufolge sehr langen Umgang gehabt habe, den wenigsten Wählern jedoch ist zur Wahl so viele Zeit gegeben. Nicht selten taugt eine so lange Bedenkzeit viel minder als eine kurze. Die lange Zeit läßt oft zu viele Fehler entdecken, weckt den berechnenden Verstand und erkältet so, daß oft sogar nach etlichen Jahren der Bekanntschaft das Band erst noch zerissen wird. In manche Jünglinge fällt die Liebe wie ein Blitz hinein. Dann entstehen Romane, Liebesromane, wie sie in tausend Büchern zu lesen sind, im Leben selbst jedoch auch in größter Menge vorkommen. Die Liebe der Jünglinge hat meist etwas Romanhaftes an sich. Nöthig zur Liebe ist's nicht; es erregt nur. Durch's Romanhafte wird die Liebe zur Poesie, darum, wer in der Zeit der Liebe nicht phantastirt, keine Phantasie, und wer alsdann nicht dichtet, keine Poesie in sich hat. Die Griechen stellten die plötzlich entstehende Liebe als einen Gottespfeilschuß, einen Blitz in's Herz vom Bogen Amor's dar. Aber in Manchen entsteht die Liebe gar langsam. Es wird gefragt, ob die sympathetische oder die konventionelle Liebe und Verehelichung für das Glück der Ehe und der Zukunft der sicherere Grundstein sei? Man kann antworten: was schnell aufschießt, verwelkt schnell wieder. Der Hopfen wird in-

nert weniger Monate fünfzig Fuß hoch, aber ist im Herbste schon verwelkt, die Eiche hingegen wächst Jahrhunderte lang, und lebt dann tausend Jahre. Allein, eine allmählig entstandene sympathetische Liebe, eine Verbindung aus in- niger feuriger Neigung sollte denn doch, weil sie natürlich ist, eher das Glück der Ehe auf die Dauer bedingen, als eine Verbindung, die einzig durch äußere Verhältnisse her- beigeführt worden ist. Aber die Erfahrung sagt nun ein- mal doch auch, daß unzählige Verbindungen, die beinahe ohne Liebe, beinahe ausschließlich durch Konvenienzen ent- standen sind, vergnügt und glücklich geriethen. Mit gränzen- losem Leichtsinne aber verbinden sich Unzählige, wie Kinder. Der erste Blick, das erste Wort entscheidet oder ein Flitter- staat, ein netter Fuß u. s. w. Herr! gib mir diese Dirne, denn sie gefällt meinen Augen, sagte ein augenblicklich Verliebtgewordener zum Vater einer Tochter im alten Orient. Er gab sie seinen Augen; eben nur diesen! Die Ehe war unglücklich. Ein Jüngling in Paris wählte sich eine Braut im Theater de la Gayeté, stund aber schon nach sechs Wochen mit ihr als Gattin vor Ehegericht. Ein Richter sagte ihm: O, junger Herr! warum haben Sie sich im Theater eine Gattin ausgewählt! Ja, Jünglinge! wenn Ihr auf Tanzplätzen, bei Lustparthien, und nur nach Neußerlichkeiten wähletet — ich stünde Euch für nichts gut. Wir wissen wohl, daß Frauenzimmer, die an Bällen und Lustparthien am besten glänzen, als Sterne erster Größe

am lebhaftesten gefeiert und vergöttert werden, und die sogenannten Königinnen des Tages, oft gerade am längsten auf eine für sie passende Verbindung warten müssen. Oft werden die allerangenehmsten Flittergesellschaftserinnen für's Haus am allerwenigsten gesucht. An Bällen gilt nur der Tanz, der Puz und das witzige Gerede, im Hause das Arbeiten und Beten, das Sittsame und Bleibende, das Nützliche und Wahrhaftschöne. Der vernünftige Jüngling will nicht nur eine kurzweilige Gesellschafterin, sondern eine treue und edle Gehülfin für seine Lebenszwecke. Und er thut wohl daran, daß er solches will.

Mancher kann sehr leicht unverehelicht bleiben, ein Anderer nur sehr schwer, ein Dritter gar nicht. Leicht hätte Gener, der von Paris abreiste und in sein Tagebuch einschrieb: „NB. meine Braut nicht zu vergessen, wenn ich durch Nevers reise,“ unverehelicht bleiben können. Ein geschätzter Geistlicher gab Traureden, die sehr wohl gefielen, heraus; dennoch äußerte er in seinem fünfzigsten Jahre auf die Frage, warum er sich selbst denn nie verhehlicht habe, er habe es so recht eigentlich vergessen. Nur im vierzigsten Jahre sei ihm Einmal der Sinn an's Heirathen gekommen, er habe jedoch gerade damals zu viele Geschäfte gehabt. Einzelne verhehlichten sich sogar drei-, vier- bis fünf-male, wenn nicht mit immer steigender Hoffnung, besseres und das Allerbeste zu gewinnen, so doch Verlornes zu ersetzen, es, wenn auch in anderer Form, wieder zu haben.

Zwanzig Jahre alt ist man noch Kind oder Knabe, für die große entscheidende Verbindung noch zu körperlich und zu gedankenleer, nach dreißig Jahren fängt man zu viel zu überlegen an; wie viel mehr wird das nach dem Jahr Vierzig geschehen? Ueberbedenklich begehren die, welche schon im Nachmittage ihres Lebens sind, weil sie die Bedürfnisse des Tages schon kennen gelernt haben, vom Gegenstand ihrer Wahl siebenmal sieben Tugenden, ohne nur sieben finden zu können.

Wahr und unwahr ist das Wort: Ein guter Mensch heirathe früh, ein Kluger niemals. O, sei lieber gut als klug! Die Erfahrung sagt aber täglich durch tausend Beispiele, daß sich sittliche Güte und Klugheit vollkommen miteinander verbinden lassen. Nur ungegründetes Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht erklärt die eheliche Verbindung für Unklugheit, und nur das Bewußtsein eigener Zügellosigkeit kann in den Rath eines gepriesenen, aber leichtsinnigen Fürsten, erst wenn man die Jugend verbraust habe, oder spät zu heirathen, einstimmen.

Man muß jung heirathen. Jung ist der Mann bis zum Jahr fünfunddreißig, und allenfalls noch einige Jahre dazu, wenn man nicht von Natur alt ist, nicht von der Wiege an etwas Greisenartiges an sich hat. Einzelne waren nie jung, wie Einzelne nie alt werden. Letztere verehelichen sich noch im sechszigsten oder gar achtzigsten Jahre, wie P. Dneil, der alte Soldat. Wer unter dreißig steht, steht

noch alles baar menschlich, naturkundlich, ästhetisch, poetisch an. Darum ehelicht er besser. Nach Vierzig macht man große ökonomische Augen, mit dem Achtzigsten sieht man nur noch auf sich selbst. Bisweilen verlieben sich Sechsziger und Siebenziger noch sterblich in Mädchen von zwanzig Jahren. Die Ehe kann glücklich sein. Wird sie es sein? Ja, möglich ist's wohl, aber wahrscheinlich nicht. Solche naturgeschichtliche Klüfte soll man meiden. Wird der Achtziger noch Kinder wiegen wollen, oder sollen seine Kinder ihn bald im Sarge schaukeln? Aber, nur zwanzig und einige Jahre alt eine Jungfrau oder Wittwe von sechszig Jahren ehelichen, ist eine unvergebbare Sünde wider die Natur. Selbst unsere heilige Schrift will, daß der Mann sich einer Gattin erfreuen könne und sich freue, und in diesem Sinne hat Moses jeden sich Verheirathenden ein Jahr lang frei vom Kriegsdienste oder dem Feldzug gelassen. Unsere Voreltern (leset nur das Niebelungenlied und Tegners Fritjofs=Sage) haben auch hierin die wahre Natur erkannt, und mit reinem und ehelichem Sinne die Freuden der ehelichen ersten Liebe besungen.

Sich ehelich zu verbinden ist die blühendeste Zeit die nach fünfundzwanzig bis zu dreiunddreißig Jahren. Eheliche in dieser Zeit! Eheliche, wenn du ein Hauswesen anordnen und Frau und Kinder standesmäßig ernähren kannst, und die Aussicht hast, letztere selbst noch erziehen und versorgen zu können.

Du magst jedoch dich noch so lange bedenken, noch so sorgfältig in deiner Wahl sein, zu rechter oder unrechter Zeit dich verhehelichen, dein Eintritt in die Ehe ist eine Einlage in eine Lotterie. Kein Ehegatte kennt sich selbst genug, Keiner den Andern, noch das schon gegebene und erst noch in Freud und Leid sich entwickelnde und ausbildende Verhältniß. Zwar wirst du nicht gerade das große Loos ziehen (möglich ist auch dieses, aber wahrscheinlich nicht!). Sei dennoch wohlgemuth. Den Treffern stehen nur wenige Nieten gegenüber. Diese Natur- und Schicksalslotterie ist billiger als die gewöhnlichen menschlichen in Amsterdam, in Wien und Frankfurt eingerichtet. Hoffentlich, ja wahrscheinlich wirst du doch wenigstens so viel gewinnen als du einlegst. Lege nur sehr Viel ein. Zwar kannst du doch verlieren, aber auch unendlichviel gewinnen. Bedenke nur, daß diese Lotterie von Gott selbst angeordnet und von ihm garantirt sei. Solltest du einen großen Treffer gewinnen, ja, dann dürftest du lauter jubeln, als wenn du das große Loos in der Amsterdamer Lotterie gewonnen hättest. „Wem der große Wurf gelungen, eines Weibes Mann zu sein, stimme in den Jubel ein!“ Dennoch müßte deine Freude mäßig und besonnen sein, und genug und übergenug dürfte es sein, wenn du dann in der Ehe nach Jahren und Jahrzehenden mit Wahrheit sagen kannst: Ich lebe mit meinem Weibe ganz zufrieden, ich bin glücklich, und — sie mit mir. Unerrathbar viel gehört zu einer

Elisa oder das Weib, wie es sein sollte, mehr noch zu einem Robert oder dem Manne, wie er sein sollte, am meisten aber zum Verhältniß Beider zu einander oder ihrem Ehestand. Ist Alles wie es sein soll, ja, dann ist der Ehestand unleugbar ein heiliger Stand, heiliger als die Kirche selbst, die ihn eingeweiht hat. Sind aber die Elisa und der Robert so wie sie nicht sein sollten, o, dann ist ihr Ehestand, wie die Sünde selbst, unheilig.

Die Bräutigamszeit ist eine potenzierte, freudige, goldene Zeit, die Zeit der Hoffnung, der Blüthe und Phantasie, und der Himmel hängt voll Geigen. Ja, da ist lauter Lust und Liebe! Manche rathen möglichste Verlängerung dieser Zeit an, und lehren wohl gar, daß die Ehe das Grab der Liebe sei. Wäre sie es, wir müßten uns dennoch verehelichen, weil sie Natur und Gottes Einrichtung, wie der Tod das Grab des Lebens ist, sie ist es aber nicht. In Vielen ist die Liebe während der Bräutigamszeit ein Sturm im Herzen, eine Glut der Phantasie, ein mächtiges Drängen und Treiben. So solls allerdings nicht bleiben. Auf dem Altar der Ehe soll nur ein stilles Flämmchen, das heilige Feuer, genährt vom sanftern Hauch der Liebe, brennen, nicht aber lodern noch flakern. Was immer sein kann, soll sein. Das Flüchtige höre auf. Ein Theil der Liebe geht in Liebe zum Hause und zu den Kindern über, und so verbindet die Liebe Alle. Wer Phantasien liebt, bleibt allerdings gerne lange Bräutigam, aber die

Praktiker und Phantasieeeren kürzen dieses Verhältniß möglichst ab. Ich kann Letztere darum nicht loben.

Der Hochzeittag nahet sich endlich doch. Sein Schritt ist eilig. Das ist ein Tag — ein noch nie erlebter. Alles ist fröhlich. Lauter Gratulationen! Es regnet goldene Wünsche, und das: „Wandle auf Rosen“ wird mannigfach in Prosa und Poesie, auf Papier und Seide, kommentirt und ausgebeutet. Die Braut trägt einen Blumenfranz, und du darfst ihr ihn abnehmen, doch nicht zerplücken. Der Bräutigam strahlt, wie David sagt, gleich einer Sonne, und die Braut berdet sich in ihrem Geschmeide. Der Kirchendiener betet über Beiden, hält Beiden ihre großen Pflichten vor, weis sagt neben den Freuden auch Leiden, und einen steten Wechsel von Sonnenschein und widerlichen Stunden. Er hat ganz recht, denn das: Und es geschah also! wird nicht ausbleiben. Er weihet Euch ein und spricht den Segen. Wer wird nicht segnen wollen? Hier gilt aber das Wort des Propheten: Verderbe es nicht; es liegt ein Segen darin!

Ja, wie klopft dem ernstern Jüngling das Herz, wenn er mit seiner Geliebten den Ring der Liebe und Treue wechselt, wenn er, mit der Braut am Arme den Verwandten die Verlobung anzeigt, und wie erst dann, wenn er mit ihr am Altar steht, sich feierlich verpflichten hört, und beim Zusammenfügen der beiden Rechten die drei höchsten Namen ausgesprochen werden! Nie hat er's vorher, wie

ernst er war, so bedacht, nie vorher eine Art Hauseid auf sich genommen. Von Stund' an wird er seine Gattin mit sittlichen Augen betrachten, von ihr ebenfalls mit solchen betrachtet werden, und nun erst darf er seine Braut ganz fein nennen. Ja, dann ist sie fein!

Die Ehe wird in der Kirche geschlossen, denn sie ist heilig. Die Gesetzgeber, die in der Ehe nur einen sinnlichen oder einen ökonomischen, oder einen nur bürgerlichen Vertrag sehen, verstehen meinetwegen das sogenannte Recht, aber die Seele, gerade das Allerheiligste in ihr, verstehen sie nicht. Das Sinnliche, Dekonomische, Civile gehört nur in den Vorhof des Tempels der Ehe. Die Ehe, auf deren Werth das Heil des Hauses und Gemeinwesens steht, entkirchlichen, ist unpsychologisch.

Man singt am Hochzeitstage; man singt auch das alte wohlhergebrachte Liedchen: Es kann ja nicht immer so bleiben... Vielleicht bleibt's nicht ein Jahr so. Ein witziger Kalendermacher sagte: Zuerst wolle man nur eine Braut, dann eine Frau, dann Kinder, dann ein gutes Einkommen, dann die Versorgung der Kinder, dann Kindeskinde, dann — noch einen sorgenfreien und ruhigen Lebensabend. Es kommt jedoch nicht immer so Eins nach dem Andern. Es können z. B. Kinder in Menge kommen, aber das Geld bleibt lange, oder wohl gar auf immer aus, und mit dem sorgenfreien, ruhigen Abend will es gar nichts werden.

Jünglinge! Ich denke Euch mir nun als Männer, Gatten, im Beruf und Hause thätig, denke mir nun Euer Familienleben. Jeder weiß nun, was er soll und was er habe, ob ihm sein Beruf gelinge, und welches da sei die Gefährtin, die er sich ausgewählt, und seine Gefährtin weiß nun ebenfalls, wem sie die Hand und damit ihr ganzes Sein gegeben habe. Ein grober Reim sagt, daß manche Braut am Hochzeitstage einen Engel zu bekommen hoffe, aber schon am folgenden Tag werde sie inne, daß sie einen Bengel bekommen. So fallen auch manchem Bräutigam schon innert der ersten Ehestandstage die Schuppen von den Augen. Gut aber, wenn Ihr nicht inne werdet, was man unter Flitterwochen versteht, wenn Eure Liebe immer warm bleibt, wenn Ihr immer noch gleichviel guten Willen, gegenseitige Gefälligkeit und Zartheit, gleichviel Verstand, Sittlichkeit, Sanftmuth, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe u. s. w. aneinander findet, und Eins noch des Andern Ideal ist. Allen jungen Ehemännern und Eheleuten möchte man zurufen: Richtet Euch nun in einander ein! Habet einander nun auch stets vor Augen und im Herzen! Jedes warte mit Grollen bis das Andere angefangen haben wird! Herrschet nicht, sondern regieret und liebet durchs ganze Haus! Und huldiget mit einander unbedingt — dem Edelsten, das Eure Gedanken denken, Eure Phantasie erschließen, Euer Gefühl ergreifen kann. Wir müssen nun hier aber

wieder ins Einzelne gehen, und eine Menge Verhältnisse für unsre Vorsätze öffnen.

Du arbeitest nun fleißig und fleißiger, denn, du arbeitest nun nicht mehr bloß für dich, arbeitest nun auch für dein zweites Ich, das du dir aber ja nie als ein Nichtich, für deine zweite Hälfte, die du dir jedoch nach den platonischen Mythos als mit dir ursprünglich Eins, denken sollst. Du liebst darum in ihm nur dich selbst, und was du also deiner Hausfrau zu lieb thust, zu leide thätest, thust und thätest du dir selbst. Du liebst nun auch deine, dir vorher so unangenehm gewesenen Sorgen. Das ist ein sehr großer äußerer und innerer Profit für dich. So geht das erste Jahr hin! Es ging durch viel Angenehmes, dennoch aber nicht durch den Himmel. Es mangelte doch an Diesem oder Jenem und hie und da. Entsteht nichts Verdrießliches in der Ehe, so entsteht doch Manches im Hause; macht die Hausfrau ein süßes Gesichtchen, so macht doch etwa der Beruf ein saures, und erwächst in der allerdings nur noch kleinen Familie kein Streit, so kömmt er von außen, so kömmt er durch die Thüren und Fenster herein. Schon im ersten Jahre ist zu wachen, daß sich Niemand, auch keine Vetter und Frau Basen sich zwischen Euch drängen. Daß aber auf Unangenehmes jedesmal etwas Angenehmes, und ebenfalls ganz bestimmt auf etwas Angenehmes etwas Unangenehmes, und zwar mit schnellem Schritte folge, wird man schon im aller-

ersten inne. Wenn die Reizbarkeit für deine Gattin dich empfindlicher macht, so macht dich dann dieser Wechsel härter, und das Gleichgewicht ist wieder hergestellt.

Du wirst nun allmählich inne, ob deine Gattin gerne Besuche annehme und mache, oder häuslich sei, den Puz liebe oder die Einfachheit, ob sie das Hauswesen verstehe, oder gerne Alles Angestellten überlasse und überlassen müsse u. s. w. Deine Augen lernen immer besser sehen und unterscheiden. Du hast Hoffnung, bald Vater zu werden. Das greift dir ans Herz, und macht dir einen gar eignen Muth.

Sa, das erste Kindlein erscheint! Nun ist der neue Hausvater auf einmal der Alte, die blühende Jungfrau die Mutter, die Eltern sind die Großeltern geworden, Alle sind um eine ganze Generation vorwärtsgerückt. Der neue Hausvater steht mit seinem Erstgeborenen zum Taufaltar. Da vernimmt er Gebete, die er nie vorher so vernommen; da hört er wieder die schwere Formel, die bei seiner Taufe von ihm eben nur gehört, allein nicht gedacht worden. Nun denkt er sie für sein Kind. Nun muß er sich sein Kind als ein Christenkind denken. So innig und ernst hat er noch kein neues junges Leben, kein Kind angeschaut! O, der Tag der Geburt in Verbindung mit dem Schmerz und der Gefahr der Mutter war ein ganz anderer, als der lustige Hochzeittag, und an die Stelle des Gesangs ist das Ach und O der Gebärerin, das Ge-

schrei des Neugeborenen getreten. So hat sichs der Jüngling vorher nicht gedacht! Die Gattin aber kömmt ihm erst jetzt recht köstlich vor. Er schaut die Mutter und das Kindlein abwechselnd an. Der junge Hausvater kost mit dem Kindlein, achtet auf jeden Blick, jeden Ton, jeden Wunsch desselben, nimmt jeden Wachsthum, worin nur immer, wahr, zeigt es aller Welt, will aller Welt Lob und Freude am Kinde, und Alles, was in seines Vaters Hause geschah, da er geboren wurde, geschieht nun in seinem Eigenen. Damals hieß es von ihm: was wird aus dem Kindlein werden? nun fragt er es von seinem Eigenen. So änderte sich die Zeit? Nun geht sein Kind wie eine kleine Sonne am Himmel auf, und erleuchtet und erwärmt sein ganzes Haus, er selbst jedoch steht schon in seines Lebens Mittag.

Neue Kinder, neue Arbeiten, neue Freuden und Leiden, neues Gelingen und Mißlingen; Alles bunt durcheinander! Ist's in der Natur anders? Gerade so wie sie, muß auch das in ihr sich spiegelnde Menschenleben sein!

Bald freuen sich die Kinder, deine Kinder, ihres Spielzeuges, der Welt, der Blumen, der Thiere und geliebter Menschen, bald winkt auch ihnen die Schule. Alles geht rasch, wie es bei dir gegangen. Es kann nichts in seinem Laufe gehemmt, ins Rad der Zeit kann nicht eingegriffen werden. Schon tausend Väter und Mütter wünschten, nach dem Sprüchworte: Kleine Kinder, kleine Sorgen u. s. w.,

daß ihre Kinder immer Kinder bleiben möchten, aber sie mußten groß, mußten Jünglinge und Jungfrauen werden und große Sorgen machen.

Schon sitzen Mehrere wie Delzweiglein an deinem runden Tische, und du hast vollauf zu thun, sie alle zu füttern. Vielleicht stehen nach einem Jahrduzend sieben Paar Kinderschuhe, alle der Größe nach verschieden, unter dem Ofen. Du stehst auf deine Kinder alsdann mit einem besondern Wohlgefallen, und oft wandeln dich gar sonderbare Gefühle an, daß du nun auch ein solcher Hausvater geworden, wie es dein Vater vor dreißig Jahren gewesen. Alles Kindliche und Kindische, alle vergangene Zeit taucht nun wie eine selige Erinnerung in dir auf, und mit freudiger Wehmuth stellen sich dir alle häuslichen Feste vor die Augen. Mitten in deinen Sorgen kommen sie dir wie ein verlornes Paradies vor. Ja, verloren ist's für dich, aber deine Kinder sind nun darin und haben es. Du gönne es ihnen! Laß sie jung sein und sich freuen! Du jedoch kannst es in ihnen, in ihrer Freude, in ihrem Paradiese wieder finden! Aber nur bei ihnen sollst du es suchen, kannst du es wieder finden. Christus sagte: Werdet wie die Kinder. Ihrer ist das Himmelreich!

Ja, so gehts, so wird es weiter gehen! Das Familienleben hat angefangen. Nun hört es nie mehr, d. h. erst beim Grabesstein auf. Hast du noch weit bis dahin? Wirßt du nicht frühe, in der Kraft deiner Jahre sterben?

Wirst du alle deine Kinder selbst erziehen können, und sogar Großvater werden? Kaum Einer glaubt's, aber Tausende werden es!

Jünglinge! Ich will Euch noch weiter begleiten. Ich will noch mehr Erfahrungen des Greisen, aber in der Form eines Jünglings aussprechen. Predigen will ich nicht. Ich fürchte immer, ich träfe die rechte Form nicht, oder, träfe ich sie, ich unterläge ihr. Mit Jünglingen muß man freier sprechen. Sie sind keine Kinder mehr, und auch, in den Panzer der Verhältnisse eingezwängt, noch nicht unbeweglich, noch nicht unfrei geworden.

Wir haben im Vormittag vom Religiösen und Christlichen gesprochen, seitdem nicht mehr. Ihr werdet Euch dessen erinnern. Seitdem schwiegen wir davon. Warum? Ist's Religiöschristliche etwa nur fürs Kind und den Knaben bis zur Confirmation allfälliges Bedürfnis, später ein völlig überflüssiges? Es scheint, daß Manche sich es wirklich so denken, als ob sie wähen, daß sich dasselbe durch ein legales Verhalten und etwelche geistige Bildung (die oft nicht einmal irgend einen Werth hat) vollkommen entbehrlich machen lasse. Oder, sollte ich selbst wohl gar es vergessen haben, weil ich Euch doch nicht in die Kirche, sondern ins Leben, in die Wanderschaft und den Beruf, ja in die Welt selbst hineingeführt habe? Nein! Ich wartete nur bis auf einen Lebensaugenblick, auf ein Lebensverhältniß, in welchem sich

uns das Religiöschristliche mit einer praktischen Gewalt aufdringt, von der wir vorher keine Ahnung haben. Wir sind im Familienleben!

Gewöhnliche Jünglinge interessieren sich fürs Religiöse, Christliche und Kirchliche nach ihrer Confirmation nicht mehr viel. Sie glauben, mit ihrer Schule nun auch Alles dieses überstanden zu haben. Ihr Confirmationsunterrichtsbuch schauen sie kaum noch an, und wo ihr geschriebenes Heft ist, wissen sie nicht mehr. Wenigstens ist es ihnen ganz bedeutungslos geworden. Und irreligiös wandern und reisen sie; unchristlich betreiben sie den Beruf, und all ihr Leben ist unkirchlich geworden. Wunderselten lesen sie noch etwas Religiöses — aus und mit Langerweile, und eine Bibel gibts für sie keine. Kaum erhebt sich ihr Gefühl etwa einmal noch zum Gebete, und die Kirche wird höchstens noch um der Neugier, diesen oder jenen berühmten, Zeitbegriffen huldigenden „Kanzelredner“ zu vernehmen, aufgesucht. Das Abendmahl wird, wenn es genossen wird, ohne irgend eine Vorbereitung und ohne irgend einen Nachhall im Gemüthe, genossen. Weihnachten ist zu kalt, Ostern noch zu unlieblich, die schönen Pfingsttage rufen ins Freie, um Gott mit den Vögeln des Himmels zu preisen, im Herbst wird die Weinernte und Jagd aufgesucht. Kanns immer so gehen? Oder solls? Darf man das Sonntags-, das Religions- und Kirchengewand wie ein Kinderkleid, das zu enge und zu kurz

geworden, ausziehen, und in den Schrank, für die lahme Erinnerung aufgespart, aufhängen? Oder, kann man es späterhin, eben etwa im Familienleben, nur wieder herauslangen und — wieder anziehen? Ich dünkte es kaum! Ist denn nichts religiöses Bleibendes, nichts beharrliches Höheres, nichts metaphysisches Ursprüngliches und Ewiges im Menschen durch alle Zeitalter, das sich durch den Morgen, Vormittag, den Nachmittag und Abend wie die Sonne bis zur Nacht hindurch zieht, und Eins und Alles hell und warm macht?

O, wie erscheint solchen Verwilderten am Arm ihrer sittlichen und religiösen Braut ihr früheres halbunnatürliches Leben? Wie erscheint es ihnen im Umgange mit der würdigen Gattin, wenn sie das hohe Glück hatten eine Solche zu bekommen? Und wie im Umgange mit ihren Kindern? O, da tritt die Nothwendigkeit, sittlich, religiös, christlich und auch kirchlich zu sein, mit einer noch nie gehörten Forderung, mit dem schärfsten Ernste auf, wenn das Familienleben nicht verwildern, nicht Alle verderben soll. Zwar setzen manche solche Verwilderte in den ersten Jahren des Familienlebens, ja sogar noch sehr lange ihre Weise fort, und sprechen wie früher: Es ist ein kurzes Ding um unser Leben. Wenn ein Mensch dahin ist, so ist es gar aus mit ihm. Man kennt ja Keinen, der wieder aus dem Grabe gekommen. Ohngefähr sind wir geboren, und fahren wir wieder dahin, als wären wir nie

gewesen. Unser Athem ist doch nur ein Dampf, und unsre Gedanken nur ein Fünklein, das sich im Herzen regt. Ja, ist's verlöscht, so wird der Leib nur zu Asche, der Geist aber zerflattert wie eine dünne Luft. Unsers Namens wird mit der Zeit vergessen, und unsers Thuns wird Niemand denken. Wenn wir weg sind, ist keine Wiederkehr. Das ist fest versiegelt. Auf! Lasset uns nun noch wohl leben! Lasset uns die Maiblumen nicht versäumen; lasset uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden. Unser Keiner lasse es fehlen am Prangen, daß man allenthalben spüren möge, wo wir fröhlich gewesen. Wir haben doch nichts als das? Lasset uns auch der Greise Tadel nicht achten. Was wir immer thun können, soll recht sein, denn, wer nicht thun kann, was ihn gelüftet, der gilt nichts. Die Rechtschaffenen machen uns Unlust. Sie setzen sich wider unser Thun, und erklären dasselbe für Sünde. Sie tadeln sogar was wir im Herzen tragen. Sie sind unser Gegensatz, und darum unerträglich. O, vergeblich behaupten sie irgend etwas von Gott; vergeblich, daß es den Gerechten zuletzt wohl gehen werde!

Was wollen wir von einem Hausvater, der noch so denkt, spricht und thut, sagen? Sollte er einer würdigen Gattin, liebenswürdiger Kinder, noch irgend eines häuslichen Glückes und Segens werth sein! Eben solche verderben die Jünglinge, die das Unglück haben, in Verkehr mit ihnen, in Verbindung mit ihren Gelagen, Thorheiten

und unreligiösen Glendigkeiten zu gerathen. Man kann in der Fremde verwildern, was sagt dann aber das Bewußtsein, wenn man wieder zum stillen Heerde der Seinigen zurückgekehrt ist? Man kann Alles Religiöse aus dem Gemüthe verlieren, aber, wie erscheint man sich, wenn man alles Verlorne daheim, zum Glücke aber denn doch daheim wieder findet? Will der junge Hausvater auch noch ein Polemo und verlornen Sohn, noch ein zügelloser Aristoteles, Augustin und Des Cartes sein? Nie mit diesen umkehren? Noch in seiner Satttheit hungern und seine Seele mit Träbern füllen? Noch mit Centauren, Halbtier-Halbmenschen umgehen, oder selbst noch so sein? O, da wäre ein böser Zauber über ihn wie dort über die Gefährten des Odysseus, ja, ein noch schlimmerer ergangen, denn Jene behielten im thierischen Körper noch ihre Menschenseelen unverändert, und nur der Körper war ein Sch.... geworden, aber an denen, von welchen wir sprechen, ist der Körper oft ganz Mensch und fein und zierlich, die Seele hingegen verdorben, verändert in's gröbtsinnliche. Die feine Noheit war ihre Kirke. Diese jedoch kann sie nicht wieder entzaubern. Vielleicht hebt eine Gattin den Zauber mit ihren Bitten, ihren Thränen, ihrer unendlichen Liebe; vielleicht der Gedanke an die heilige Pflicht gegen seine Kinder. O, wie gut, daß das häusliche Leben nachhilft, weckt, fördert, und ununterbrochen seinen warnenden Finger gegen die Unordnung aufhebt.

Ich kannte eine edle Jungfrau! die sich zu sagen vermaß, sie glaube jeden irgehenden Mann durch die Verbindung mit sich wieder in's Gleis bringen zu können. Man sagt wirklich, daß der Frauen Macht hierin beinahe unendlich sei. Es ist zu wünschen, daß solche reformatorische Jungfrauen sich nicht täuschen, und ihre Zahl sehr groß sei. Einzelne haben wirklich schon moralische und religiöse Wunder gethan. Man sagt aber, daß niemals ein Mann eine Frau weder in's Gute noch Böse umändern könne. Aber ach! wer das Religiöse verloren hat, findet es gewöhnlich nicht wieder. Er will nun wieder beten, allein, es will nicht mehr recht gehen. Er geht mit seiner Gattin zur Kirche, er kann jedoch die Andacht nicht gewinnen. Er will die Kinder religiös erziehen und lehren, aber er muß aus Ungeschicklichkeit alles Derartige der Mutter überlassen. Wie? wenn Diese es auch nicht könnte, nicht thäte, und die erste religiöse Bildung, die Richtung der Seele aufs Christliche den Diensthoten, den gewöhnlich sehr Ungehobelten und Unwissenden, überließe? O wie herrlich, daß doch viele Mütter wie Glühkannen ihre Küchlein locken, und rufen: Kommt her Kinder! höret mir zu, ich will Euch die Furcht des Herrn lehren! Es ist schon zehntausendmal gesagt worden, daß die meiste Religiosität in der Haushaltung der Mutter verdankt werden müsse. „Ihr woll't Ihr Gottes Tempel bauen — Ohne heil'gen Sinn der Frauen könnt Ihr's nie!“ Auch Usteri läßt die Mutter

die biblischen Bilder den Kindlein deuten. Der Vater siehts, und unerwartet entloft der gläubige kindliche Sinn seinem Auge eine Thräne. Die Mutter nimmts wahr und fragt. Er aber wischt sie weg, und — schweigt. Er ist beschämt. Es muß ihm bald offenbar werden, ob noch religiöser Jugendsinn, noch ein christlich-gläubiges Moment in ihm vorhanden sei, oder — nicht.

Jünglinge! Ihr müßet alsdann Euer häusliches und Familienleben ganz religiös einrichten. Wer wollte die Wirkungen des Gegentheils für sein Hauswesen gefahren? Wer seine Kinder grundsätzlich außer Gott und Christo erziehen? Die Erfahrung sagt, daß sogar die Väter, die alles Religiösen unbedingt ermangeln und dem Christlichen gänzlich abgestorben sind, ihre Kinder dennoch, und oft erst noch um so ernstlicher zum Religiösen erzogen wissen wollen und erziehen lassen. Warum? Sie fühlen in sich eine drückende Leere, fühlen sich in einer unwirthbaren Wüste, Flugsand nur unter den Füßen, und über sich einen ehenen Himmel. Sie wollens und könnens nicht ändern, aber ihre natürliche Liebe zu den Kindern nöthigt sie, denselben die Schönheit, die Ruhe, die Freude der Religion, die Sicherung derselben gegen die Sünde und den Trost des Evangeliums in allen für sie kommenden Stürmen angedeihen zu lassen, und sie thun wohl daran! Vielleicht stirbt ihnen gerade das liebste Kind weg, und sie erfahren darin einen der bittersten aller Schmerzen. Da geht endlich

ihr Blick einmal von selbst von der Erde, vom Grabe zum Himmel.

Ja, das Familienleben muß, je größer die Kinderschaar ist, je mannigfaltiger die Hausbeschäftigungen sind, je größern Wechsel der Dinge, der Arbeiten und Freuden und Leiden es erfährt und erfahren soll, um so religiöser eingerichtet werden. Der Gedanken an Gott muß vorherrschen, man muß sich auf Gott berufen dürfen, das Gebet muß eingeführt sein, häusliche Andachten müssen stattfinden. Am Werktag muß allerdings Werktag, aber am Sonntage Sonntag, am Festtage Festtag darin sein. Ein heiterer christlicher Geist muß Alles regieren, beleben, stärken, erfreuen, und mit jeder Freude sich Ernst, mit jedem Ernste sich Freude paaren. Dann ist's recht. Nie vergesse der Hausvater, daß nach dem Willen des Schöpfers der menschlichen Natur, und weil auch die Freude veredeln und heiligen kann und soll, selbst die Festtage Tage der Freude sein sollen. Dann fällt später die Erinnerung an die Freude immerfort mit der Erinnerung ans Fest und das Religiöse zusammen. Ja in der Festfreude der Kinder fühlen sich die Eltern selbst gehoben, reiner, religiöser. Wollte man es doch nicht besser anordnen, als Gott selbst es angeordnet hat.

Aber, Jünglinge! richtet dann Euer Hauswesen doch recht einfach und natürlich, wahrhaftig=, nicht scheinfromm=, christlich=, nicht sektirisch=fromm ein, und ahmet

die Weise der Frömmen nicht nach. Allerdings soll jeder Hausvater ein Priester des Herrn, und Patriarch unter den Seinigen sein, auf daß Alle ihn anschauen, Alle ihn verstehen lernen, Alle sich durch ihn freuen und liebender aneinanderschließen, und allerdings soll sein Haus ein kleiner Tempel sein, worin nur Gutes und Freude ist, allein der Hausvater, die Mutter, die Kinder und das Haus sollen noch in der Welt sein. O, verriegle der Frömmenlei, die sich durch Haß und Härte gegen Andersglaubende, durch Geiz gegen Alle „die draußen sind,“ durch den niedrigsten Hochmuth: „Ich danke dir, Gott! daß ich Millionenmal besser als Andere bin,“ kund gibt, Thüren und Thore, Fenster und alle Oeffnungen des Hausdaches. Wisse, daß die Allerunreinisten unter den Frömmern, und die allerärgsten Verläunderinnen unter den Frömmelinnen sind, daß eben diese es seien, die am allerehesten den guten Namen ihres Geschlechts mit ihrem schäumenden Gifte besprizen, Unfrieden, Unsegen und Fluch in die Familien bringen, wie die Pestilenz das fröhliche und fromme Leben ausspähen, und — morden. Mörder und Räuber verletzen nicht so arg als sie. Darum warnt Paulus vor ihnen so ernst. Ja, wer vor dem Evangelium, von Jesu selbst abweicht, wie sie, der findet ihn — nicht mehr. O, wie einfach und kindlich ist Jesus und sein Wort! Richtet Euer Hauswesen dann ja nur nach ihm ein!

Sehr wünschbar sind auch besondere häusliche oder Familienfreuden. Geburtstagfeste haben Ernst und Lust in sich. Spaziergänge mit der ganzen großen Haushaltung, je größer, desto besser! zur Feier der vier Jahreszeiten, alljährlich wiederholt, machen den Kindern wunderbare Freuden, und hinterlassen wahrhaft zauberische Erinnerungen bis ins höchste Alter. Die ganze Form jedoch sei einfach, sparsam, genügsam, damit der Geist nicht unter das Materielle zu liegen komme. Schwelgerische Freuden verderben die Jugend unbedingt. Kinder sind wohlfeil froh zu machen. Aber an großen Familienfesten mag dann allerdings zur größern Erinnerung etwas mehr darauf gehen, denn, die Kinder müssen auch des Vaters Freigebigkeit gegen sie, und seine große Neigung für ihre Freuden schauen können. Zur Hervorbringung der Achtung und Verehrung, der Dankbarkeit und Liebe gegen die Eltern, so wie der Geschwisterliebe und gegenseitigen Werthschätzung gibts keine bessern Mittel als — häusliche Andachten und häusliche Freudenfeste. Warum müssen sich viele Eltern über Mangel an Pietas ihrer Kinder und an gegenseitiger Liebe bitter beklagen? Weil sie diese zwei Mittel vernachlässigen! Kinder guter Natur können ihnen nicht widerstehen, und die von einer nicht guten werden durch sie im Zaume gehalten. Mehr wirken sie als die Schule und Kirche — weil die Liebe drin ist. Wer die Kinder kennt, wird die Feste kindlich ein-

richten, und wer sie liebt, wird sinnig immer neue Formen erdenken können. Die Liebe hat viel Phantasie und Erfindungsgabe. Dürfen auch die Dienstboten an den Andachten und Freuden Theil nehmen, so entsteht in ihnen hohe Achtung fürs Haus, Anhänglichkeit und Treue, Dankbarkeit und Dienstbestissenheit. Sie sind ja Menschen wie die Eltern und Kinder. An solchen Tagen, in solchen Stunden werden sie dann erst noch würdiger und liebevoller behandelt. Das nehmen die Kinder wahr, und solches Wahrnehmen äußert einen sehr großen Einfluß auf die Kinder. Die Kinder sind ja von Natur geneigt, ihre Eltern nachzuahmen, weswegen auch sie oft den Dienstboten zu kommandiren anfangen, vergessend, daß nur der, welcher bezahlt, kommandiren darf, und nur Verständige und Erfahrene, d. h. Aeltere, kommandiren können.

Jünglinge! Solche Rätze sind schon jetzt nicht zu frühe. Das Sprüchwort: „Kömmt Zeit, kömmt Rath,“ ist unsicher, denn, vielmal kömmt der Rath erst nach der Zeit.

Sehr beherzigungswerth ist auch Euer Verhältniß zur Ehegattin, den Kindern, den noch lebenden Geschwistern, Eltern, Lehrern und Freunden, selbst zu den Nachbarn, beherzigungswerth auch Euer Verhältniß zum Gemeinwesen als Bürger, Krieger, Beamtete und noch gar Mancherlei. Unsre Schritte dürfen jedoch sehr groß sein, weil Ihr mit dem Fortschritt des Lebens und der Erfahrung

Euch je länger je mehrere und bessere Rätthe selbst zu geben in den Stand gesetzt werden werdet. Zuletzt soll der Mann ja keines einzigen Rathes mehr bedürfen, und ganz nur auf sich selbst stehen.

Treue der Gattin, von der Ihr unbedingte Treue fordert und erwartet! Es herrsche und bohre im Herzen kein Zweifel. Quält sie durch Eifersucht nicht, und bedenkt, „eine Frau, die der Wache bedürfe, sei der Wache nicht werth,“ wie Vikar of Wakefield sagt. Winke mögen und müssen genügen. Kein hartes und unziemliches Wort entschlüpfe Euern Lippen gegen sie. Es sei auch im Herzen Keines. Bereitet ihr wohlfeile Freuden, und ehret sie vor den Kindern, Dienstboten und Fremden in hohem Grade. Mit ihren Fehlern habet wenigstens so viel Geduld als mit Euern Eigenen. Gewöhnt Euch an ihr Arbeitszimmer. Das Hauswesen, ihr Departement: Küche, Tisch u. s. w. als ihr eigentliches Departement, überlasset ihr ganz. Reichet das nöthige Geld zur Führung des Hauswesens gerne dar, und laffet sie nicht erst bitten. Euer Stolz sei zu zeigen, das Ihr das Hauswesen zu nähren im Stande seid, denn, sie hat Euch in dieser Hoffnung ihre Hand gegeben, oder die Gurige angenommen. Die Erziehung der ganz Kleinen sei ihre, nicht Eure Sache, es sei denn, sie wollte eine Mutterpflicht unerfüllt lassen. Führet nicht viel Fremde ein. Nur Wohlerkannten stehe das Haus offen. Der Heppigkeit

tretet entgegen, aber gegen wohlfeile und nützliche Verschö-  
 nerungen wendet nichts ein. Habet Ihr mit Schulden an-  
 gefangen, so äußert Euch vor der Hausfrau ängstlich über  
 größere, selbst nöthige Ausgaben, weil die Hausfrauen oft  
 nicht wissen, wie schwer das Schuldentilgen und der Er-  
 werb des Geldes sei. Darum hindert sie nicht in ihrer,  
 ihr angeborenen Neigung zum Sparen. Sie sucht ja ihre  
 Kunst und Ehre darin, wenn sie — eine rechte Hausfrau  
 ist. Eine solche läßt Niemanden wohlfeiler einkaufen. Aber  
 nöthig ist's nicht, daß die Hausfrau und Gattin des Man-  
 nes Schulden und Vermögen kenne. Sie würde Beides  
 überschätzen. Auch des Schlüssels zur Kasse bedarf sie nicht.  
 Lasset sie nie Eure Herrinnen werden, und sezet ihrer  
 Liebe, wenn sie Solches sein wollen, Eigensinn entgegen.  
 Jedem das Seinige! Sie sollen, laut der Bibel, nur  
 Gehülfsinnen des Mannes sein, und ist der Mann in Al-  
 lem wirklich Mann, so ist der Titel „Gehülfin“ für sie  
 sehr schön. Die Veranlassung zu jeder allfällig gewollten  
 Unordnung schneidet augenblicklich und unerbittlich ab,  
 denn der Mann ist es nun einmal, der für die Ehre und  
 das Fortkommen der ganzen Haushaltung jeden Augenblick  
 einstehen muß. Jede Beleidigung der Gattin angethan,  
 nehmet schnell und ohne langes Parlamentiren auf Euch,  
 selbst wenn sie Unrecht haben sollte, und glättet für sie  
 das Unebne wieder möglichst gut aus, denn die Frau ist  
 des Mannes Schützling. Seid Löwen und Bären für ihre

Ehre und — allen Frauenwerth. Kleine Beleidigungen von ihr beachtet nicht. Frauenlaunen sind Kinder des Augenblicks. Jeder Sonnenstrahl verscheucht sie. Nehmet nur mit der Sache genau, ihr Wort jedoch presset nicht. Sie sind desselben meist nicht mächtig. Erzählen sie Euch von Hauskleinigkeiten, so höret gerne zu. Das freut sie. Was Euch sehr unwichtig vorkommt, muß ihnen sehr wichtig vorkommen. Sie sind fürs Kleine und Einzelne, eben wie es jedes Hauswesen mit sich bringt, bestimmt und geschickt. Aber von ihrem Kleinen hängt das Große, ein großer Theil des Bestehens und der Ehre des ganzen Hauswesens ab. Darum ehret was ihnen groß ist. Mit Euern großen Geschäften und Pflichten wollet sie nicht unterhalten, aber die Ergebnisse theilt ihnen mit; vom Angenehmen Viel, vom Unangenehmen nur wenig. Ueber Alles schäzet sie als die Mütter Eurer Kinder, die, von Euch veranlaßt, oft ihr Leben in Gefahr setzen, und keine Sorge noch Mühe scheuen. Sind sie im Religiösen ängstlicher als Ihr wünschet, so bedenkt, daß das weibliche Gemüth religiöser sei als das männliche, daß auch Ihr wahrscheinlich die edle Mittelstraße nicht gefunden, und daß Aengstlichkeit das Haus vor dem Bösen viel besser schützt, als es der Leichtsinns mit aller Vorsicht thun könnte. O wohl dem Manne, auf dessen Gattin die sehr malerische Schilderung Salomons Kap. 31 paßt, wehe dem, dessen Gattin ebenfalls von diesem Menschenkenner in Kap. 7 geschildert ist.

Aber, was thun gegen sie, wenn sie eine unreine oder betrun-  
kene Schwelgerin, eine Zänkerin oder verdammende Frömm-  
lerin ist? Weg mit der Feder und Hand von Solchen!

Auch Kinder, Ihr Jünglinge! kommen bald, und  
folgen dem Hochzeitstage oft nur allzuschnell auf einander.  
Eins ist nur ein Schrecken, sagt das Sprichwort. Vier  
sind schon nicht wenig; sieben sind viele, und — was dar-  
über ist, ist — ja nicht vom Uebel. Viele Kinder viel  
Water Unser, sagt ein anders Sprichwort, und unsre Ur-  
schrift sagt, Kinder seien ein großer Segen und Leibes-  
frucht ein göttliches Geschenk. Darum freuet Euch der  
Vielen — Kinder, Freuden und Sorgen. Es wartet ja  
Jeder mit großem Verlangen aufs erste Kindlein, weil  
mit ihm eine ganz neue Periode der Haushaltung anfängt.  
Jedes nachfolgende erfreut ebenfalls, denn, Jedes ist ein  
neues Band zwischen Water, Mutter und Allen. Und ihr  
Plaudern, Kosen, Lachen, Träumen, Grollen, Alles gefällt  
an Jeglichem, weil es interessant ist. Es kommen jedoch  
auch allmählich ebenfalls interessante Unarten. Der Born,  
der Eigensinn, die Unwahrheit, die Näscheri, der Ange-  
horsam, der Neid, der Zanf, die Unzufriedenheit kommt  
auch, wie sie, da Ihr klein waret, in Euch gekommen  
sind. Das sind die Sonnenfleken beim Aufgange, die eben  
nichts Gutes, die Stürme und Widriges bringen. Da  
seheth Ihr dann Eure eigne ehemalige Unvollkommenheit  
an Euren Abkömmlingen wiederholt, und das Sprüch-

wort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, drängt sich Euch, jedoch unangenehm, auf. Wie man Euch aber erziehen mußte, so müßt Ihr nun erziehen. Habet Ihr Fehler in der Erziehung Eurer Eltern wahrgenommen, so — meidet diese, und macht Alles besser, wenn — Ihr könnt. Erzieheth, aber nicht nach einem Systeme. Liebe und Ernst mit Verstand sind die rechten Systeme. Das Erziehen ist schwierig. Strenge stößt ab, Schwäche verhätschelt. Viel Predigen thuts nicht. Alles Unrechte verbieten ist viel nöthiger, als das Rechte gebieten. Belohne und strafe sehr selten, beides kurz, denn kurz sind der Kinder Gedanken und Empfindungen. Am ehesten darf die Uneigennützigkeit belohnt, am schärfsten muß die Lüge bestraft werden. Entehrend darf keine Strafe, kein Wort bitter, gehässig, ironisch sein. Lasset die ältern Geschwister nicht über die jüngern herrschen. Sonst werden sie Despoten. Noheit gegen die Mutter ist so ernst als die gegen den Vater zu strafen. Beleidigungen gegen Dienstboten sind durch sie an den Dienstboten abzubitten. Gegen die Unverträglichkeit zweier Geschwister hilft, sie auf einen Tag lang aneinander zu nähern. So Etwas hilft auf immer. Ueber begangenes, noch so lustiges und gescheides Unrecht lache nie. Lasse auch am Tische nicht Eins irgend eine Unsittlichkeit, weder wahr noch unwahr, erzählen. Sonst werden sie Verläumder. Sie müssen das Böse gar nicht kennen. Eißt völlig unnöthig. Bewahre ihren Umgang,

besonders den der Mädchen; später, stillschweigend, auch ihre Leserei. Nur die Knaben müssen mit Menschen aller Art recht umgehen lernen. Mache in deinem Herzen und Wort keine Unterschiede zwischen ihnen, und laß nie und in keinem Falle Eins herausfallen. Noch minder stoße Eins heraus. Ihrer Neigung, einander Freude zu machen, thue jeden möglichen Vorschub. Auf treues Zusammenhalten richte alle deine Aufmerksamkeit. Sei ihnen ein gutes Beispiel in Allem. Das Uebrige überlasse dann nebst der Mutter Gott, den Lehrern und ihnen selbst. Das sind die Regeln, die ich dem Einfachheit liebenden Hausvater für seine Kinder geben möchte. Doch Eins noch! Je größer die Töchter werden, um desto eher stelle sie unter die Augen der Mutter. Väter können keine Töchter recht erziehen. Sie sind gegen sie zu nachsichtig, und verstehen können sie einander nicht recht. So ist's auch, wenn Mütter Söhne erziehen wollen. Aber des Vaters Auge und Wort muß dennoch durchs ganze Haus gehen.

Habet Ihr, Jünglinge! wenn Ihr einmal Männer und Hausväter sein werdet, noch Brüder und Schwestern, o so haltet sie in Ehren und Liebe! Sollte die Geschwisterliebe nur für Kinder passen? Wir kennen Geschwister, die einander ganz gleichgültig geworden, und einander, an Einem Wohnort lebend, dennoch Jahre lang nie sehen noch besuchen, einander am allerwenigsten dienen und helfen, einander groffen und sogar wüthend hassen.

Sie lagen einst unter Einem guten Herzen, und — rissen sich so auseinander. Es ist, als ob, wie in Schillers Braut von Messina, ein Unstern unter ihnen walte. Oft hingegen geht der Haß, wie Salzmann in seiner Familie Herrmann es darstellt, nur aus Mißverständnis, aus einer Unwahrheit hervor. Augenblicklich muß sich der Bruder mit dem Bruder verständigen, und wenn die Schrift sagt, „laß die Sonne nicht über deinem Zorn untergehen,“ so wird dieses besonders in Beziehung auf den Zorn des Bruders gegen den Bruder gelten. Wollet Ihr, möchte man solche Feindselige fragen, erst dann wieder Brüder werden, wenn Einer auf des Andern Leichenbegängniß gehen muß? Mit Schwestern ist leichter thun, wenn sie keine frömmelnden Verläumberinnen sind. Aber, was Gott einte, soll der Mensch nicht scheiden. Die Bande zwischen Geschwistern sind heilige, sind ewige Bande, und können als Naturbande nicht einmal, wie allenfalls eheliche Bande, zerrissen werden. Familientage, wöchentlich oder monatlich doch Einmal, sind treffliche Mittel zur Bewahrung der Familiengemeinschaft. Und wohl thuts dem Herzen, Geschwister, auch Erwachsene, als Männer und Frauen, in steigendem Alter, noch in trauter Freundschaft bei- und miteinander zu schauen! Wie lächerlich, wenn der Eine Sohn, zu hohen Ehren emporgestiegen, mit Stolz auf seine Brüder sieht, und sich von diesen feiern läßt!

Sind Euch dann, Jünglinge! noch die Eltern, Va-

ter, Mutter oder beide gegeben . . . so werdet Ihr auch wissen, fühlen, wie Euch gegen sie noch zu benehmen? Ihr wisset und fühlet dann ebenfalls, was es heiße, Vater sein, und daß es sich mit der Sorge für die Kinder und mit der Erziehung gar nicht so von selbst gibt. Des Kindes Liebe ist nur eine liebliche, aber beinahe bewußtlose Anhänglichkeit, soll es die des jungen Mannes, der selbst nun auch Vater ist, auch sein? Was soll sie in diesem sein? Wie soll sich Er benehmen? O, je älter Ihr werdet, je älter Eure Eltern, desto mehr sollet Ihr sie ehren, denn, je älter diese werden, desto empfindlicher werden sie für alle Ehre, weil im Alter sich die Furcht nichts mehr zu gelten, wie von selbst, wie die Zeitlose nach dem Spättheu oder Grummet, entwickelt. Bedenket, daß das erste Gebot, das Verheißung hat, das: Ehre Vater und Mutter! am Sinai gar nicht etwa kleinen Kindern, mit denen es sich allenfalls wie von selbst gibt, sondern, und zwar unter lautem Donner, dem erwachsenen Volke gegeben worden ist. Jede Nachahmung ihres Hauswesens in Eurem wird von ihnen mit Wohlgefallen wahrgenommen, und als ein Ehrentribut angenommen. Sind sie Unterstützung bedürftig, so eilet. Stürben sie darüber, so lüde sich Euer Herz einen viel Centner schweren Fluch auf. Keine Sünde rächt sich im Herzen länger und schlimmer als die Verachtung, die Verhöhnung, Mißhandlung der Eltern. O Keiner der Söhne schiebe dem Andern die süße Pflicht und süße Last

zu, für den Vater oder die Mutter zu sorgen. Das Wort: Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser, kann Niemand umkehren. Es steht da wie Ja und Amen mit freundlicher göttlicher Miene, aber Blitze fahren aus den Augen des Wortes: Der Eltern Fluch risse sie nieder!

Vater und Mutter müssen in völlig gleichem Grade geehrt werden. Ihr laget unter dem Herzen der Mutter, sie gebar Euch mit ihrer Lebensgefahr, sie führte Euch, in ihrer Mühe Tag und Nacht selig, durch Eure ganze Kindheit, und liebte Euch immer mit einer Liebe, die Jesajas mit der Liebe Gottes zum Menschen überhaupt vergleicht. Der Vater erzeugte Euch, arbeitete, seit ihr existirt, für Euch, und liebte Euch eben so innig, wenn auch in einer andern Weise. So stehen beide für Euch vollkommen im Gleichgewicht. Ein Paragraph eines Gesetzbuches berechtigt den Sohn, den der Vater kein Handwerk lernen ließ, den Vater im Alter ununterstützt zu lassen. Wir müssen ihn für eine schlechte Menschenfagung, und einen andern, der die Mutter beim Tode des Vaters verpflichtet, vom Erbe mit einem Kindestheil sich zu begnügen, mindestens für verwerflich halten.

Ja, thut für die Eltern bis zu ihrem Sterben Alles was nicht unmöglich ist, waren sie auch, sind sie, und werden sie wegen steigenden Alters unvollkommen und immer unvollkommner. Der Sohn ist nicht der Richter, sondern eben der Sohn. Töchter können weniger leisten, Tochtermänner

stehn einen Schritt entfernter. Wenn aber die Eltern erst noch der wahren innigsten Achtung, der treuesten Liebe und Dankbarkeit ganz würdig sind, o, wer wollte denn nicht den Versuch machen, sogar das Unmögliche zu thun!

Lasset mich, zur Abwechslung, in kindlichem Tone (es handelt sich ja eben um ein kindliches Verhältniß) einige Anekdoten vortragen:

Im Kanton Basel geschahen einst in kurzer Zeit mehrere Diebstähle. Dem Verzeiger des Diebes wurde endlich von Obrigkeit wegen einer ansehnlichen Belohnung versprochen. Da erschien augenblicklich der Sohn, verzeigte den Vater als den Dieben, und nahm die Belohnung an. Man mußte sie ihm geben, aber — strafte ihn für seine Immoralität um eine größere Summe, als die Belohnung gewesen, steckte ihn gefänglich ein, und stellte ihn dann noch unter polizeiliche Aufsicht. Juristen tadelten den Spruch, aber das göttliche Wort würde ihn gelobt haben.

Ein armer Bauerssohn verließ seiner Eltern Haus, um als Soldat sie aus den Handgelde und Sold unterstützen zu können. Er unterstützte sie. Er steigt durch den Corporal bis zum Hauptmann hinauf. Er unterstützt sie stärker. Der Krieg bricht aus. Schnell macht ihn seine Geschicklichkeit und sein Muth zum Divisionsgeneral. Da prangte er an der Spitze seines Stabes in seiner goldenen Uniform, und reichlicher nun unterstützte er seine Eltern aus

seiner Gage. Der Krieg führte ihn in die Nähe des Dorfes seiner Eltern. Er schreibt ihnen, sich zur bestimmten Stunde unter der Linde außer dem Dorfe bereit zu halten. Er wolle sie daselbst auffuchen. Da waren und warten sie nun, allzufrüh gekommen, ihren Jakob endlich einmal wieder zu sehen und ihm zu danken, in ihren Sonntagsgewändern. Der Jakob kommt in einem Gallawagen, steigt aus, umarmt sie, führt sie zum Wagen, nimmt sie in ihn auf, und führt die sich Sträubenden in die benachbarte Stadt, in sein Hauptquartier. Es war eine solenne Mahlzeit bereitet. Er setzt sie, obschon sie, über Alles erstaunt und in Freuden erschrocken, bitten, zu unterst oder gar an einem Nebentischen, oder auch in einem andern Zimmer essen zu dürfen, oben an. Er führte selbst sie, Angesichts seines ganzen Stabes, in die schon bereiteten weichen Großvaterstühle, zeigte der glänzenden Gesellschaft an, daß dieses seine Eltern seien, deren er sich, obschon sie arm und alt seien, freue, und denen er, nächst Gott, Alles zu danken habe, machte alle Anwesende auf ihr Wohlsein die Gläser anschlagen, beschenkte sie reichlich, und führte selbst sie wieder in ihre Heimath, in ihr Dörfchen zurück.

Fände der Erste bezeichnete gar keine Nachahmer? wie Viele fände der Zweite?

Schwere Gewichte liegen in folgenden zwei kindlichen Anekdoten:

Ein kranker Alter lag in herbem Winterfroste auf

schlechtem Stroh, halbnackt und ohne Decke vor einer Stubenthüre abgemagert neben einigen Arzneigläsern und elendem Eßgeschirre. Da suchte ein Fremder den Herrn des Hauses, fand diesen Unglücklichen, sprach mit ihm, vernahm — daß der Sohn ihn in diesem Zustand vor die Thüre geworfen. Ergrimmt wollte der Fremde den Sohn auffuchen, aber bittend schrie der Elende: Nein, nein, Herr! sprechen Sie nicht mit ihm! Gott ist gerecht! Auf eben diesem Fleke ließ ich so auch meinen Vater liegen und sterben. Der Fremde schauderte in sich zusammen, suchte aber doch den Sohn auf, und zwang ihn, für seinen Vater pflichtgemäß zu sorgen, damit sich Gottes Gerechtigkeit nicht so von Generation zu Generation heruntererbe. Es wäre sonst wirklich geschehen.

Ein Sohn, der schon mehrere Kinder hatte, verwies den Großvater, weil er blind und zitternd am Tische etwa einen Teller zerbrach und die Suppe verschüttete, an ein Seitentischchen, und gab ihm ein hölzernes Schüsselchen. Weinend, doch nicht klagend, aß der Alte daraus. Kindisch-unbefangen und ohne Ahnung der Furchtbarkeit seines Wortes sagte einmal das jüngste Kind: Vater! nach dem Mittagessen gehe ich in den Schopf herunter. „Was thun daselbst?“ Ich suche ein Brettchen. „Und dann?“ Dann nehme ich ein Messer, und mache aus dem Brettchen ein Hundsbefehl, und wenn Ihr dann nichts mehr sehet, wie der Großvater und Alles verschüttet, seze ich

Euch dann auch dorthin, wo jetzt der Großvater sitzt. Dann müßt Ihr auch aus dem Hundsbefehl, das ich gemacht habe, essen. Da fuhrs dem Vater durch Mark und Bein, und augenblicklich nahm er den Großvater wieder an den Tisch, und behandelte ihn von Stund an, immer mit dem Blife aufs Kind, aufs freundlichste, freundlicher als jemals vorher. So war des Kindes Wort ein Gotteswort! Was wir für die Eltern thun, bringt Weizen oder — Dornen und brennende Nesseln.

Nehmet einst den Segen Eurer sterbenden Eltern aus ihrem liebend erlöschenden Blife, aus ihrer schon zitternden kalten Hand, aus ihrem stotternden Worte als ein Testament an. Er ist ein Solches, ist ein Evangelium und ein ewiger Bund. Die alten Aegypter stellten bei Freudenmahlen die Mumien ihrer lieben Verstorbenen auf. Warum feiern wir nur unsern Geburtstag für dieses, nicht aber auch die Geburtstage unsrer Eltern fürs ewige Leben? Entweder stiehn wir den Ernst oder den Glauben?

Jakob segnete alle seine Söhne noch. Das war ein großer, heiliger Anblick! Der Morgenländer hält tausendmal mehr auf dem Segen sterbender Eltern als wir. Er ist viel kindlicher und gefühlsreicher. Darum auch übt er seine Pflicht gegen die Eltern mit viel mehr Lust und Ausdauer noch bis auf diesen Tag, und ehrt des Vaters Segen gerade wie ein Gotteswort. Vater, o segne mich! ist eine seiner größten Bitten. So beschämen uns die,

die wir entweder verachten oder hassen. Man rühmt China als das Land der allerschönsten Erweisungen kindlicher Liebe und Dankbarkeit gegen die Eltern. Man weiß, daß ein Sohn mit Freuden seine Eine Hand für seinen Vater, dem als Falschmünzer beide Hände abgehakt werden sollten, um doch Eine zu retten, auf den Bloß hinlegte. Seine Augen leuchteten ihm, als sich das Beil erhob. Aber der Kaiser winkte Erbarmen! Hätte uns Christus dieses erzählt, Er würde, wie dort bei der Parabel vom barmherzigen Samariter, ausrufen: Gehet hin und thut desgleichen. Jünglinge! Ich darf und soll es Euch in seinem Namen zurufen.

Und — Eure Jugendkameraden und Freunde! wo sind die? Sind sie in alle Welt, nach Ost und West und Süd und Nord zerstreut? Noch nicht in die Heimath zurückgekehrt? Oder, sind etwa schon Mehrere im Auslande und zu Hause gestorben? Oder, habet Ihr einander völlig vergessen, und die Freundschaft, die einst so lebenswarme, erkalten, und sich ins alltägliche Gefühl der Convenienz verwandeln lassen? Die größere Zahl wird doch noch leben und schon heimgekehrt sein. Allerdings braust nur die Jünglingszeit für die Freundschaft, und Männer in Arbeit und Sorgen können nicht mehr so umarmen, wie es Jünglinge thun. Sie umarmen nun mit Recht die Gattin und Kinder. Denn, auch sie haben nun Frau und Kinder und gar viel zu thun und zu sorgen. Auch ihr Herz ist

getheilt worden. Sie sind vielleicht ebenfalls in allerlei, sie die entfremdende Verbindungen getreten, oder es ist dieses auf Eurer Seite der Fall. So kommet Ihr, ohne eigentliches Wissen oder Wollen, immer weiter auseinander, und das Herz wird Eis. Das sollte aber doch gewiß nicht sein. Die alte Liebe sollte ja nicht rosten. Der ehemalige Freund sollte noch in Eurem Herzen sitzen, und sich Eurer freuen. Des Menschen Herz ist weit, hat viele Kammern. Es haben Viele darin bequemen Raum. Die Eine ist für die Freundschaft. Man kann einander schreiben. Die Poststraßen sind nur lange verbindende, oft sehr goldene, Fäden. Man kann einander besuchen, einander angenehme gesellschaftliche Genüsse bereiten, und mitten in Beruf und Amt die Mußestunden den Freunden widmen. Wie oft kann und soll der Freund im männlichen Alter und selbst in vorgerückten Jahren dem Freunde Gefälligkeiten thun, dienen, aus schlimmer Noth und bitterm Drangsal helfen? Im Jünglingsalter tritt ein solcher Fall nur selten ein, im Mannesalter kann er oft eintreten. Salomon (wir können diesen Beobachter sehr oft citiren) sagt, daß oft ein Freund viel treuer an uns als ein Bruder halte. Ja, wenn der Bruder nicht auch ein Freund wäre! Nur überfordert sogar den liebsten Freund nicht. Seid auch nicht Einem eine Last. Ein alter Hauspruch sagt: Wer da lebt still und ohne Glanz (Glanz), und ist den Freunden nicht zur Last, und sitzt nicht in Gericht und Rath, weiß

nicht, wie gut es mit ihm steht. Als ein junger Arzt, von der Hochschule heimgekehrt, endlich einmal seine ehemaligen Freunde der Reihe nach besuchte, fand er zwar Alle noch warm und herzlich, aber nicht mehr brennend. Sahen sie ihn, so drückten sie ihm die Hand. Er jedoch wollte, daß sie sich auch jetzt noch, als Männer von Beruf und vielen Pflichten, und obschon von ihm entfernt wohnend, dennoch unbedingt ihm widmeten. Es konnte schlechterdings nicht geschehen. Da zog er endlich zornig seinen schwarzen Rock an, pflanzte sich einen Dreizack auf den Kopf, nahm den Stof, wie wenn er auf der Hochschule einen Beleidiger auf den Duell fodern wolle, ging von Freund zu Freund, schlug an jede Thüre, und — kündigte Jedem, den Hut auf dem Kopfe, das „Du“ und damit die Freundschaft auf. Der Mann war ein Herrbild. Ihr, Jünglinge! behaltet dann doch Euer freundliches Du bei, und liebet und ehret die Freunde; Ihr thut für sie, was Ihr dann noch könnet, stets und freudig, und zündet dadurch die Verlöschten wieder an. Das ist besser. Um so mehr solltet Ihr Solches thun, weil man später keine eigentlichen Freunde, sondern nur noch angenehme Gesellschafter gewinnen kann. Nur Einzelne können sich noch eigentliche Freunde gewinnen: die immer Jünglichen, wenn sie ihres Gleichen finden. Es gibt jedoch viel mehr alte, d. h. kalte Jünglinge als junge, d. h. warme Alte.

Schauen wir rund um uns her! Da stehen unsre Ver-

wandte in nähern und entferntern, kleinern und größern Kreisen, wie die Kreise des pythagoräischen Ordens. Die Einen berühren uns durch uns selbst, die Andern durch unsre Ehehälfte. Durch diese gewinnt Mancher eine große, tief in sein Leben und Weben einwirkende Verwandtschaft. Für Einzelne ist eben die Verwandtschaft, die ihre Wahl bedingt. Ja, da stehen sie um uns, alle die Oheime und Muhmen und Vettern und Baasen und Schwäger u. s. w., und den Verwandtschaftsgrad des äußersten Kreises können wir nicht einmal mehr ohne eine Genealogie angeben. Das gefällt mir! Ei! wir wollen doch nicht Robinsone sein! Auch wollen wir zum Fenster unsers Hauses, auf des Hauses Thurm herum auf alles Nahe schauen, und — für Alles da sein. Ja wir wollen über das Weichbild, unsern Hausbezirk hinaus schauen, und unsere Gedanken und Gefühle, unsere Wünsche und Dienste nicht in unser Haus pferchen. Wisset, Eure Schwäger und Schwägerinnen sind Eure Geschwister, Eure Oheime und Muhmen Halbeltern, die Nessen und Nefinnen Halbgeschwister. Ehemals nannte man alle Verwandte Freunde, die Verwandtschaft Freundschaft. Also der altdeutsche Luther. Jedes einzelne Verwandte wurde Vetter oder Baase genannt. Jene Zeit aber war ebenfalls eine rechte Zeit. Gar artig war die alte Sitte, daß alle Verwandte, jung und alt, zu gemeinsamen Freuden zusammen kamen. Jedes Naturband will geehrt sein, weil es Naturband ist.

Verwandte sind unsre zugewandten Orte, unsre Bundesgenossen, nicht durch Verträge, sondern geographische. Eine Familie ist ein Land, und jede Haushaltung darin ein Kanton, eine Provinz. Darum ziehen wir, unter gleichen Verumständungen, unsre Verwandten Fremden vor, und was wir bei Vettern eben so gut als bei Nichtvettern bekommen können, holen wir beim Vetter, und dem Vetter soll ich eher als dem Nichtvetter borgen, schenken, dienen, helfen. Das ist baar natürlich. Das Gegentheil gab Veranlassung zu einem groben Sprüchwort. Ich mag es nicht aussprechen. Wohl wissen wir, daß man in unsern Zeiten den verwandtschaftlichen Sinn belächelt und ihn Engherzigkeit betitelt. Wir wollen mitlächeln und — so engherzig bleiben. Wir wollen uns nicht auf Unkosten des Natürlichen und Angeborenen verflähen. Wir wollen Unterschiede zwischen allgemeiner und besonderer Liebe machen. Wer Alle gleich liebt, liebt Niemanden. Worte und Phrasen sind keine Gefühle noch Thaten. Unsre Eltern haben uns unsre Verwandte schon frühe kenntlich gemacht, und unsre Gattin nennt uns die ihrigen. Darum ehren wir sie, wie es die Eltern und Gattin thun. Wir freuen uns, Hochverehrten Herr Vetter sagen zu dürfen. Seid auch Vettern gegen die Armen an Geist und Geld, wenn sie nur rechtschaffen sind. Das „Vetter“ macht traulich, und das „Herr Vetter!“ macht alle Titel unnöthig. Die Könige alle nennen einander „Herr Vetter,“ und Schill, der

im deutschen Befreiungskrieg Napoleon, dem Kaiser, ein halb Duzend hochedle Pferde weggenommen, von Napoleon einen Brief mit der Ueberschrift: „An den Räuberhauptmann Schill“ erhalten, worin ihm für jedes Pferd tausend Thaler angeboten wurden, antwortete Napoleon sogar mit der Ueberschrift: „Mein Herr Bruder!“ Schill war darin altddeutsch, denn, die Vettern wurden ehemals häufig auch Brüder betitelt.

Selbst die Zusammenkünfte aller derer, die gleichen Familiennamen tragen, wenn auch die Verwandtschaft nicht mehr ausgemittelt werden kann, haben etwas gar Angenehmes. Sie führen die Verwandten Einer Seite zusammen. Und eben in solchen Zusammenkünften kann der Familenton, Geist, Takt, eben das verbindende Element, das Physiologisch-psychologische, am ehesten wahrgenommen werden.

Wir kennen noch zwei kleine, aber sonderbare Verwandtschaftsarten, die engräumliche, die wir „Nachbarschaft,“ und die engzeitliche, die wir „Jahrgängerschaft“ nennen. Darin jedoch sind sie von einander gar sehr verschieden, daß man mit Wissen und Willen in die Erste ein- und austritt, die Andere hingegen nie verlassen kann, und Alles willenlos geschieht.

Nachbarn! wie? was? Nachbarn! Die gehen uns doch gewiß nichts an! Nur der Zufall gab und nimmt sie uns. Diese Verwandtschaft ist ein Spinnengewebe, das

der Wind jeden Augenblick zerreißen kann. Richtig! Aber, Jünglinge! Es ist doch etwas dahinter, weil es ein Verhältniß ist. Alle Verhältnisse können Freud und Leid machen. Schon das Sprüchwort: „Man habe nur so lange Friede, als der Nachbar wolle,“ deutet auf Etwas, das zu beachten sei. Nachbarn können einander neken und Gefälligkeiten erweisen. Wer ein Haus kauft, fragt auch nach den Nachbarn, und etwa einmal zieht Einer nur wegen einer zanksüchtigen und ärgerlichen Nachbarschaft wieder an einen andern Ort. O, welche Menge von Prozessen alljährlich einzig wegen der Nachbarn! Ist das: Herr Nachbar! nicht auch ein Titelchen? Und liegt im: „guten Tag, Herr Nachbar!“ wenn am Morgen beide mit einander zum Fenster heraus in die Luft schauen, oder im: „gute Nacht, Herr Nachbar!“ nicht, wenn auch ein kleiner, doch ein freundlicher Zauber? In frühern Zeiten setzten sich an heitern Abenden die Nachbarn auf einer Bank zum Plaudern zusammen, und thaten sie sich, nach dem frühen Nachtessen, auch mit den Frauen, zu sogenannten „Lichtstübeten,“ besonders im Winter, zusammen. Wo alte Sitten sich noch erhalten haben, veranstalten sich Spazirgänge ganzer großer Nachbarschaften, und Alles, was Leben und Athem hat, kömmt mit. Da freut sich Jung und Alt, Groß und Klein, Reich und Arm, Angesehen und Verachtet, und aller Unterschied der Stände ist, beinahe bis auf den Titel, ausgelöscht. Morgen schon

ist Alles wieder anders, die freundliche Erinnerung jedoch bleibt und hält Alle verbunden. Das sind Tage aus dem goldnen, dem saturnischen Zeitalter, und die alten Sagen tauchen anschaulich wieder auf, oder Tage der Faschingszeit, aber ohne Masken, darum wahrer und sittlicher, vielleicht jedoch nur in demokratischen Republiken möglich. Bedenket alles, Jünglinge! und seid einst auch gute Nachbarn!

In Jahrgängerschaften ist das Geburtsjahr das einzige Band. Sie sind nur in einigen Städten der Schweiz bekannt. Alle Glieder nennen einander Brüder. Man sammelt sich, trinkt, singt, plaudert, hilft dem Armen mit Geld, und ist gar friedlich. Der Alleüberlebende erbt die Kasse. Meist enthalten sie unsere Schulkameraden und Jugendfreunde, aber sie würfeln auch alle Stände und Verhältnisse gar bund durcheinander. Sie sind die Verwandtschaft der Zeit, einer engern Zeit! Stolz sagt man von Diesem oder Jenem: Er ist mein Bruder Jahrgänger, und eignet sich ein wenig von seinem Verdienst zu. So würde Einer z. B. nicht ohne Stolz sagen: die drei im Jahr 1779 gebornen berühmten Naturforscher, Berzelius, Leonhard und Oken, seien seine Brüder Jahrgänger, und nicht unwahr meinte er, dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Georg, und dem Herzog Franz von Modena, Franz VI., wollte er, als denen im gleichen Jahr gebornen Herzogen, wenn er könnte, Etwas mehr als andern Herzogen zu gefallen thun. Ihr lächelt, Jünglinge!

ich sage Euch aber, daß in jedem freundlichen Gedanken eine gar sonderbare Kraft liegt. Das Geburtsjahr ist allerdings ein sogenannter Zufall, man kann und soll jedoch Alles der Kraftlosigkeit des Zufalls entheben und zu einer Willenssache machen. Jahrgängerverbindungen gedeihen jedoch nur in mittelgroßen Städten demokratischen Sinnes und — gemüthlichen Wesens.

Wir müssen aber auch noch für andere Verhältnisse denken und sein. O, wie mannigfaltig ist das Leben! Eines bezieht sich noch auf einzelne Personen, auf — unsre ehemaligen Lehrer. Sind schon Alle hinüber? O nein! viele Lehrer werden alt. Aber, nicht Ein Wort darüber, daß Ihr die Eurigen, bei aller ihrer (und Eurer ehemaligen) Unvollkommenheit in dankbarer Erinnerung behalten sollet, denn, was Ihr seid und Geistiges habet, das seid und habt Ihr größern Theils von ihnen, sondern nur das Wort: den Rath, den Dank und die Ehre für Eure Lehrer auf die Lehrer Eurer Kinder zu übertragen! Ich kannte einen Hausvater, der alljährlich alle Lehrer und Lehrerinnen seiner vielen Kinder sammt aller derer Gattinnen und Gatten zu einer großen und weinreichen Abendmahlzeit einzuladen die freundliche Gewohnheit hatte. Die Kinder freuten sich darüber, und die Lehrer wurden inne, wie lieb ihm die Kinder und deren Lehrer seien. Er that solches jedoch nicht, um seine Kinder bei ihnen in Gunst zu setzen, denn, er gab jedem Kinde in jedem Streite mit irgend einem

Lehrer im Voraus Unrecht, und dem Lehrer gewonnen Spiel. Er ging vom Saze aus (von dem man doch wird ausgehn dürfen), daß der Lehrer viel öfterer Recht als der Schüler habe. Daß dieser Hausvater nicht an den Lehrern knauferte, und für alle Schulzwecke freigebig war, muß sich von selbst verstehen. Eben dieser lud etwa auch alle ehemaligen Dienstboten ein, weil sie dem Hauswesen und den Kindern insbesondere gute Dienste geleistet hatten. Das war ein sinniger, gefühlvoller, bescheidener, dankbarer und vermöglicher Mann. Alles Sinnige hängt an einander, wie alles Sinn- und Gehaltlose. Wer in Einem wahr und gut ist, kann's auch in Anderm sein. Ja, ein guter Dienstbote war ihm Goldeswerth.

Eben auch dieses wichtige Verhältniß zum Hauswesen wird oft gar nicht bedacht. Unzählige Hauswesen gehen durch Dienstboten zu Grunde, oder — sie bleiben aufrecht. So lange der Dienstbote im Hause ist, ist er ein Hausgenosse. Je religiöser, sittlicher und ästhetischer man ihn in der That und im Worte behandelt, um so treuer und besser wird er; je mehr Antheil er an den häuslichen Freuden nehmen darf, um so anhänglicher wird er, und darf er Antheil nehmen an den häuslichen Andachten, so wird seine Achtung, Liebe und Dankbarkeit religiös. Die Meisten kommen aus ihrer Heimath gut aber roh. Wenn dann nur die allemal gebildeteren?? Herrschaft sie nicht, anstatt sie zu hobeln, noch roher und zu baaren Klößen macht,

sie nicht, statt sie zu veredeln, noch durch Verleitung und  
 mancherlei Verderbnisse um all' ihren Menschen- und Chri-  
 stenadel bringt! Millionen Dienstboten sind schon bei an-  
 gesehnen sowohl als unangesehnen Herrschaften gänzlich  
 demoralisirt worden, aber auch Millionen Herrschaften wur-  
 den, was noch unnatürlicher ist, durch sie demoralisirt. Wie  
 viele Kinder werden durch sie da, wo ihnen Diese über-  
 geben sind, verwahrlost und zu Grunde gerichtet? Aber  
 manche Dienstboten erziehen besser als Väter und Mütter.  
 Solche verdienen sich Kronen, gewiß doch vor Gott, und  
 sie müssen sie bekommen. Wer seine Kinder die Dienst-  
 boten ehren und lieben lehren will, lasse sie etwa einmal  
 einen oder besser zwei bis drei Tage lang in der Winter-  
 fälte von Morgen früh bis Abend alle Dienste des Dienst-  
 boten thun. Ja, da frieren sie und blasen in die Hände  
 und schwitzen am Heerd' und am Ofen! Sie umarmen  
 vor Freuden den Jakob, die Margreth, wenn sie von  
 den ihnen gegebenen Ferientagen endlich wieder anlangen!  
 O, Dienstbote sein, ist hart, und Eins der härtesten Loose  
 ist's, einer unsttlichen und rohen, reichen oder armen  
 Herrschaft zu dienen. Erleichtert ihnen das Loos durch  
 weise Behandlung! Nie aber mische sich der Hausherr in's  
 Dingen oder Entlassen der weiblichen Dienstboten, noch  
 trete er in unmittelbaren Verkehr mit ihnen. Sie gehören  
 der Hausfrau. Der Hausherr ist der Hausfrau Schutz auch  
 gegen sie in seiner Weise. Welche Noheit! Eine Magd in

einer civilisirten Stadt nahm ihre Hausfrau bei einem wilden Wortwechsel endlich beim Kopfe. Sie schlugen sich nun miteinander herum. Der Hausherr sah zu. Seiner Unthätigkeit wegen von der Frau vor Ehegericht erster Instanz verklagt, äußerte er nur „er habe wollen sehen, welche Meister werde.“ Mit veränderten Umständen gibts nicht selten solche Verhältnisse.

Um ein Gemeinwesen ist's ein großes Ding. Der Mensch bei uns muß im Staate leben. Heimathlose werden nicht gelitten. Jeder muß Bürger sein. Selbst der Beruf und die Ehe werden bürgerlich genannt, und sind es zum Theil auch. In Sparta wurden Knabe und Tochter als Bürger und Bürgerin geboren. Und Plato idealisirt einen Staat mit gleicher Grundansicht. Wir aber stellen den Menschen zuerst, stellen auf diesen den Hausvater, den Bürger auf Diesen. (Homo, Herus, Civis.)

Der Mann gehört nicht nur den Seinigen an. Er gehört Allem, was um ihn herum ist. Die Gemeinde, das Dorf, die Stadt, die Provinz, das Vaterland, der Erdball sind um ihn herum. Er gehört der Welt an, und alle seine größern Kräfte und auch Wünsche sind auf sie berechnet. Des Weibes Sphäre ist das Haus, und in Staatsfachen, für den großen Verkehr und Krieg und Frieden kann es nichts thun, wenn es nicht von Natur eine Debora, eine Jeanne d'Arc, eine Elisabetha Englands, eine Katharina Rußlands, eine alte Semiramis

oder eine neuere Stauffacherin ist. Der Mann hingegen muß sich um die Staatsverfassungen, Gesetzgebungen, Krieg und Frieden, Handelsunternehmungen, und allen Weltverkehr mit Verständigkeit und Innigkeit bekümmern, denn, alles Dieses ist ja doch des Mannes Werk, obschon etwa einmal eine Aspasia hinter Perikles, der Athen regiert, steht, der schönere Hof einer Hofdame die Rückkehr Marlboroughs bewirkt, und eine Katharina von Medicis die Hälfte Europas mit ihrem pfffigen Geiste regiert, eine Pompadour sogar den siebenjährigen Krieg anzündete, und an allen Höfen in den Salons Damen hinter den Couliissen stehen und die Souffleurs sind. Das sind Ausnahmen nur! Nur Heimpel will auch die Frauen in die Rätze und Gerichte setzen. Sein Humor liebte den Scherz. Alle Schönheit macht keinen Rath, und die weibliche Anmuth kehrt das Gericht um. Wie jedoch, wenn sogar der Mann und Bürger nur ein Stube-, Küche-, Kammer- oder Kellerdiener sein wollte? Er thut ja nicht einmal wohl, wenn er sich einen weiblichen Beruf wählt.

Der Mann ist Bürger. Das Weib muß es nicht sein. Darum ist der Mann des Weibes Vormund. Der Mann besucht die Gemeindeversammlungen, er politisirt oder legt die Welthandel sogar beim Bierkrüge zurechte; er lobt und tadelt Gesetze und obrigkeitliche Verordnungen, und rath zum Frieden und zum Kriege nach Einsicht und Belieben. Er fauft sich in jeden Krieg einen Spieß, nimmt

stets Parthei, läßt sich niemals oder sehr ungerne einen Maulkorb anlegen, und immer ist er so in seinem Rechte, denn, er ist Mann und Bürger. Ihn haben schon gute Dichter besungen. Er kann zu Aemtern erhoben werden, Ehrenstellen ersteigen, große Rechte gewinnen, große Staatshonorate kriegen. Aber dafür lastet auf ihm der Bürgereid, der Militärdienst, die Abgabe, das Amt.

Er muß als Bürger für den Fürsten, für die Verfassung, fürs Vaterland, für die Fahne, für jedes öffentliche Verhältniß schwören. Ja, Jünglinge! auf Euch warten Eide. Es ist um den Eid für den unwissenden und schwachen Menschen ein furchtbares Ding. Regulus hielt seinen Eid auf Tod und Leben hin. Gener Fährndrich von Soffingen in einer Schweizerschlacht stopfte sterbend noch die Fahne in seinen Mund, um sie sogar im Tode noch zu haben. Aber jenen römischen Aedil ließ das römische Volk keinen Eid auf sein Amt schwören, weil ihm zum Pflichthalten kein Eid nöthig sei. Es sollte kein Eid geleistet werden. Die Quäker haben Recht. Es sollte keiner gefodert werden. Gegen Christum, der ihn abgeschafft hat, sollte nichts gefodert werden. Er ist aber noch da, da als das furchtbarste Wort. Jünglinge! laßt es Euch wehe thun, wenn Ihr Eide schwören müßt. Der Erste fährt durch Mark und Bein; weher, wenn Ihr mehrere nach einander, nur wegen veränderter Umstände, leisten müßet; am wehesten, wenn Ihr auf

Unhaltbares schwören müßt. Solches Alles wird auch Euch vorkommen. Aber Jeder halte Beschwornes und sage: Ich werde eher den Acheron bewegen, ehe ich meinen Amts-, Kassa-, Fahneneid verleze, ehe ich vom Steuerruder, dem ich schwöre, loslasse. Ja, Alles, so wahr mir Gott helfen möge! Wie groß erscheint uns Leonidas? Er hatte dem Geseze geschworen! Des Eides wegen ging Winkelried in die Spieße; des Eides wegen kämpften die Helden bei St. Jakob von Sechszehnhundert bis auf Sechszehn; des Eides wegen fielen die Schweizer alle beisammen an der Treppe des Pallasts der Tuilleries, und ein Löwe von Thorwaldsen verherrlichte dann ihren Tod, und des Eides wegen kämpften sie an der Berezina allein mit Rußland. Wer in der Haltung des Eides stirbt, stirbt in der Pflicht. Aber, bietet einst Allem auf, daß der Eid nie mehr oder nur für das Nothwendigste und Allerhöchste gebraucht werde!

Der Jüngling und junge Mann muß in seinem Vaterlande die Montur anziehen. Er muß. Nur einige wenige Verhältnisse entbinden dieser Pflicht. Der Staatsmann kann sein Staatskleid, der Pfarrer seinen Kirchenrock, der Schullehrer seinen braunen oder blauen behalten. Darum treten manche Jünglinge in den Staat, die Kirche oder Schule. Aber der Andrang in diese Verhältnisse um des Kriegsdienstes überhoben zu sein, rief Geseze dagegen hervor, und gewährte keine Ausnahme mehr. Unter den

spätern Römern verstümmelten sich Viele, um untauglich zu sein. Jede Conscription stellt zehntausende von den Gesunden und Graden und Ganzen mit einem ärztlichen Schein als kränklich, krumm und nur halbganz dar. In unsern Zeiten ist jeder junge Bürger zum Kriegsdienst verpflichtet worden. Darum ziehen nun nicht mehr nur stehende Heere, noch minder nur drei Horatier und Curiatier oder wohl gar nur ein David und ein Goliath, sondern die Völker einander entgegen, wodurch sich denn allerdings die Kriegsidee verändert hat und ein Eigenthum auch des Volks geworden ist. Mußt aber die höchste vollziehende Gewalt des Staates, des Vaterlandes, so muß die Montur nun einmal doch angezogen, das Gewehr auf die Schulter genommen, der Säbel angeschnallt, das Kriegsross bestiegen, der Trommel und Trompete gefolgt und — der Fahne oder Standarte, tragen sie die Lilie oder den Adler, das Kreuz oder einen Löwen, geschworen werden. Ehre dem Tapfern! Er ehrt sein Land und seine Heimath, und diese rühmen sich seiner, und rufen beim Becherklang durch Jahrhunderte hinab: Er lebe hoch! So leben dato noch Prinz Eugen, der edle Ritter, so Bayard, Kleist und Wolleb. Freilich kann, wer zu Hause in Schande lebte, sogar im Kriegsfeld nicht auf dem Bett der Ehre sterben; es kann's jedoch jeder brave Bürger. Wer umkommt, muß umkommen; wer verwundet wird, sollte verbunden, wer verstümmelt wird, sollte auf Kosten des Vaterlands sehr gut ge-

halten werden. Er hat für die, welche daheim saßen, sein Leben dran gesetzt, geschmeckt den Vortod. Gesund Heimkehrende mögen sich dann nur freuen, wenn sie ihre Kriegspflicht mannhast und treu erfüllt haben, und das Vaterland mit Ehren aus dem Löwenkampfe tritt. Darum richtet, Jünglinge! Euer Auge auch auf den Soldatenrock, die Kanone und das Ross, und lernt den Kriegsdienst. Man kann ihn lernen und ihn im Frieden üben. Einst soll der Krieg aufhören, doch nicht, weil Kant vom ewigen Frieden geschrieben. Es gibt andere Gründe. Jetzt ist er noch — ein nothwendiges Uebel. Die Repräsentanten des Vaterlandes — nur diese dürfen entscheiden. Der Soldatendienst dauert nur gewisse Zeit. Männer mit Frau und Kindern taugen dazu viel weniger. Es kann nicht viele Winkelriede geben, die vor der Front noch an Weib und Kind denken, davon sprechen, und dann in die Spieße gehen können. Es braust nur in der Jugend das Sturmeswehen, für's Vaterland in Kampf und Tod zu gehen. Der Hausvater geht nur noch aus Pflicht, eilt jedoch auch, wenn, wie bei Sempach, die Gefahr groß, des Feindens Dräuen gräßlich ist, und des Vaterlands Freiheit, Sitte und Ehre auf der Waage liegt.

Jüngling! Sobald du ein Eigenthum besitzt, mußt du es dem Staate versteuern. Wisse: Du hast gewissenhaft alle Steuern und Abgaben zu entrichten. Werden Staat betrügen kann, kann es auch Andere. Der

Betrug Beider geht aus dem gleichen Gewissen. Es ist Niemandem zu verargen, wenn er nicht gern viel gibt. Man arbeitet und spart lieber für sich und sein Haus, als für die Landeskasse, aus welcher nichts unmittelbar auf uns zurückfließt. Es handelt sich aber hier nicht um eine Annehmlichkeit, sondern um eine Pflicht.

Wer Aemter annehmen kann, soll, wenn er berufen wird, solche annehmen. Es muß alles Nöthige nun einmal doch von Jemandem gethan werden. Auch stehts dem Manne wohl an, die Augen seiner Mitbürger auf sich zu ziehen, von sich sprechen zu machen, und im Gemeinwesen eine Stelle auszufüllen. Nur Wenige noch unter dreißig Jahren werden schon gerufen, die aber von mehr als Sechzig ruft man selten noch. Zwar ist bei den Alten Rath, aber zum Ausführen ist die Jugend besser. Um Fürsten- und Volksgunst dienet nie. Es lohnt sich der Mühe nicht. Und auf den Dank der Nachwelt oder wohl gar Eures unmittelbaren Nachfolgers zählt nicht. Einem demokratischen Gemeinwesen dienen ist das beschwerlichste Dienen. Mache dich auf Verläumdungen, selbst Verfolgungen gefaßt. Oben schmeichle nicht und büke dich nie tief. Wer seinen Kopf zu Anderer Füßen legt, auf den wags der Feigste zu treten. Untergeordnete halte im Saume, aber plage sie nicht. Mache deine Sache recht und wehre dich, wenn man dich angreift. Hüte dich vor dem kindischen Titelstolz, der Amtsgroßthuererei und Grobheit. Keine Drohung und Bitte, keine

Lobung noch Geschenke dürfen dich bestechen, denn schon der, der dich bestechen will, ist schlecht. Laß dich nie zu einem Amte erbitten, dem du dich nicht einigermassen gewachsen fühlst, denn Bitten geben weder Talente noch Geschicklichkeiten. Ich kannte einen Mann, der halb grimmig wurde, wenn man ihm nicht etwa seine drei Haupttitel gab. Ein Anderer ließ auf einer Reise in jedem Gasthose nicht nach, bis er durch irgend eine Wendung zu verstehen gegeben hatte, er habe im Rathe die erste Stimme nach dem Präsidium, und ungenirt sagte er einem Stadtbeamten, den er um seinen Titel angefragt hatte: Da bin ich mehr als Sie. Traurig aber ist's in vielen Aemtern zu stehen. Dem Plinius war's auf seiner Villa, Cicero auf seinem Tusculanum, und Diokletian in seinem Kohlgarten wohler, als bei seinen Aemtern. Horaz aber gilt uns hier nichts, denn er war in Allem, nicht nur beim Falerner im sabinischen Henkelkrug, ein Epikuräer. Am Ende verleidet das bloße Geschäftsleben. Gerade so viel werth hat dein Amt für dich als du Idee hineinlegst, und wie deine Idee vom Amte, so rein mußt du drin stehen, so lange du drin stehst. Nahet das Alter, so entlade dich allmählig. Sich selbst noch bei lebendigem Leibe im Amt überleben, ist ein großer Jammer. Gut wäre es, wenn dich dann ein guter Freund auf die Gefahr aufmerksam machte. Je älter du wirst, desto minder glaube den Schmeichlern, den Lobpreisern deiner Leistungen. Fodert dein Amt, deine

Stelle Studien, so setze sie niemals aus. Diese sind dann, und vielleicht der einzige Gewinn des Amtslebens für dich selbst.

Wir sind mit diesen Gedanken unvermerkt weit über den Mittag unsers Lebens, sind damit bis in den Abend vorgeückt. Unsere Rätze müssen sich ja wohl einmal enden, der Weg muß sein Ziel finden, und — die Sonne sich neigen.

So stehet Ihr denn, Jünglinge! in meinen Gedanken im Hause, im Berufe und Amt. Nun sagt man uns Allen ununterbrochen, wir sollen alltäglich weiter kommen, alltäglich aufgeklärter, weiser, kenntnißreicher, tugendhafter, kurz und gut! in allen Beziehungen vollkommner werden. Ja, wenns nur so leicht ginge und gethan wäre, als es gesagt ist. Schön ist die Forderung, das ist wahr! Man sagt sogar, man müsse täglich eine Sünde, ein Lafter ablegen! Wer auch nur etliche Jahre lebte, müßte denn doch damit fertig werden. Das sind klingende Schellen. Machen wir nur Alles so wie es vorkömmt, so gut als uns möglich ist. Dadurch werden wir fest und immer fester im Guten. Unser Ziel jedoch sei allezeit das Allerbeste. Man kann aber Manches schon im dreißigsten Jahre nicht mehr so gut als im zwanzigsten, jedoch Anderes dafür besser. Jedes Alter hat seine Fehler und Gefahren, die uns am Galoppe im Guten hindern. Das Kind muß am meisten gegen die Lüge und das Maschen,

der Jüngling gegen Unreinheit, Völlerei, Eitelkeit und Frechheit, der Mann gegen Stolz und Härte, der Greis gegen die Unfreundlichkeit und die Besitzsucht kämpfen. Gut, wenn Jeder, was er soll, bekämpft. Wer jedoch die Fehler seines Zeitalters ins folgende und alle folgende hinübernimmt, ja, den brächte die Sünde zuletzt um. Sein Tod wäre für Andere Gewinn, für ihn Verlust. Es sollte umgekehrt sein. Jünglinge! wer immer thut, was er so eben soll, so gut ers vermag, der darf sich ruhig der Zeit, d. h. dem Führer aller Dinge! überlassen.

Neben dem Haus, dem Berufe und Arzt treibt gar mancher Mann noch ein Nebengeschäft aus Liebhaberei, das man dann selbst auch Liebhaberei nennt. Man sagt, daß jeder Mann wohl gar zu seiner Erholung und Freude eine solche haben müsse. Eine Liebhaberei ist gut, wenn sie nicht viel Zeit und Geld kostet, besser, wenn sie Geist und Gemüth bildet, sehr gut, wenn sie mit unsern Pflichten in nahem Zusammenhang steht, und am besten, wenn sie — unsre Pflicht selbst ist. Da gibts Liebhaber des Weins, der Abendgesellschaft, des Tanzes und Spiels, des Reitens und Fahrens, der Reisen, Liebhabereien für die schönsten Pferde, schönsten Chaisen, Möbeln, Kleider, Liebhabereien für die Musik, fürs Häuserbauen und Gärten anlegen, die Jagd, den Fischfang, für die Tauben- zucht, das Theater, die Zeichnungen, Kupferstiche, Gemälde, Wappen, Münzen, Naturalien, Mineralien, Blu-

men und Thiere, Antiquitäten und Raritäten. Man sagt, die Liebhabereien seien des Menschen Qual und Freude. Seine Seele ist immer dabei. Er wendet viel dafür auf. Sie machen ihn erfindrisch, aber er lügt sich selbst oft auch damit an. Er schwärmt für sie. Jedes Opfer kommt ihm klein und erlaubt vor. Jede Befriedigung entzückt ihn, jeder Verlust schmerzt ihn tief. Befriedigt wird er nie ganz. Durch Liebhabereien ist schon mancher sehr Reiche arm geworden, Mancher nie zum Wohlstande gekommen, Mancher in Schulden und wie ein Schelm in den Thurm gerathen. Warum wagens viele Bibliothekare, Besitzer von Naturalien und Kunstgegenständen nicht, gerade die Kenner und Freunde solcher Dinge allein im Zimmer, im Saale zu lassen? Weil schon Viele, von ihrer Liebhaberei überwältigt, nicht eben das Kostbarste, sondern das, was sie selbst noch nicht in ihrer Sammlung hatten, — gestohlen haben! Ein Bücherliebhaber kaufte aus Auktionen alljährlich eine Menge Fässer und Kisten voll Bücher, von denen er nicht den fünfundzwanzigsten Theil lesen konnte, und — ließ Frau und Kinder darben. Und Einer der reichsten Güterbesitzer nahm, für seine Liebhaberei für eine Sammlung von Naturalien auf seine Güter so viele Summen auf, bis er — bankrott wurde. Ein Dritter verwandelte seinen Garten in einen Fischteich, den Fischteich wieder in einen Garten u. s. w. Da hinterließ er seinen Kindern nichts als die Erinnerung an des Vaters närris-

sche Liebhaberei immer zu ändern. Ja! wenn einer so reich wie Lufull ist! Dann mag er zu seinem Verwalter sagen: Prohire es, mich arm zu machen; nur verschaffe meinen Fischen in den Teichen über dem Hause frisch Wasser!

Die rechten Hausfrauen sind den kostspieligen Liebhabereien ihrer Männer sehr abhold. Da verheimlicht Mancher den gekauften Gegenstand lange, oder er lügt sie in Betreff des Preises an. Oft geht ein arger Ehestreit, der jedoch nur äußerst selten zu einer Klage über Verschwendung reift und Scheidungsgrund gibt, bis vor ein Ehegericht. Schlechte Liebhabereien sind vor dem Publikum, den Freunden und vor Gott selbst ein Skandal, darum höchstens Dummen, Geschmacklosen, Kindischen zu verzeihen. Was sagen wir von der Liebhaberei jener Pariser Jungfer, alle Arten von Thierekrementen zu sammeln, zu ordnen und in zierlichen Gläsern in Glasschränken aufzustellen?

Es will Alles verständig und vernünftig, würdig und männlich erfaßt, behandelt und benützt sein. Darum lasse keine Liebhaberei dich beherrschen, sondern beherrsche sie. Sie sei dir nur Nebenzweck. Bewache sie! Es kann eine Schlange im Grase liegen.

Nun müssen wir noch, ehe der Abend kömmt, von der Fürsorge für die Gesundheit unsers Hauses, der Kunst

vorzusparen und der Fürsorge für unsre Gattin und Kinder, falls sie uns überleben, nothwendige Rätze geben.

Ein Krankenhaus ist ein Armenhaus, wenns sogar ein Pallast wäre. Gesunde Eltern erzeugen gesunde Kinder, aber Alles, was Leben und Athem hat, kann krank werden. Thut Fürsorge! Gute, gesunde und reichliche Nahrung stärken Leib und Seele. Dürftige müssen's machen wie sie können, Vermögliche wie sie wollen.

Viele Kinder erben den Tod von ihren Eltern noch bei Lebzeiten derselben, und die Gewalt desselben ist der Kinderwelt furchtbar groß. Die Hälfte der Menschen stirbt frühe. Leicht wird das Kind krank, schnell genest es auch. Seine Lebenskraft ist auf die längste Dauer berechnet. Das Weib ist zarter als der Mann. Je älter du wirst, desto schwächer reagirt deine Kraft gegen alle Einflüsse. Im hohen Alter selbst hingegen ist auch der Einfluß gering. Jede Niederkunft nimmt der Mutter einen Theil ihres Lebens. Verzärtle kein Kind, ausgenommen das Kränkliche. Verzärtelte Jungfrauen gebären als Mütter nur Kinder von Fließpapier, denn, der Embryon unter dem Herzen nimmt mehr das Leben der Mutter als das des Vaters an. Die Spartaner erzogen ihre Töchter für den Sturm, das Ringen und Kämpfen. Dann konnten sie auch Bären und Löwen gebären. Die Knaben sind rauh zu halten. Hinter dem Ofen Erzogene und weich und warm Gehaltene spielen im Leben eine Rolle wie Peter

auf der Reise, oder, wenn sie dem Westwind noch Stand gehalten haben, so bläst und pfeift sie der Nordwind um. Bald will der Vater, bald die Mutter verzärteln. Aber überschätze die Kraft deiner Kinder nicht, und folge nicht jeder neuen physischen Erziehungsmanier des Zeitalters. In Krankheiten fürchte nicht sobald, und mache dein Haus nicht unnöthig zu einer Apotheke. Widerstehe den Anfängen der Krankheit durch Mäßigkeit und einen heitern Lebensmuth. Der Fleiß hat keine Zeit krank zu werden, und darf oft bald wieder zur Arbeit zurückkehren. Von der Vornehmheit immer krank zu sein oder zu thun, wird sich ein vernünftiger Mann nicht einmal in Acht nehmen müssen. Ich möchte nicht anrathen, schon am Anfang des Jahrs eine Summe für den Arzt auf die Seite zu legen, um ja nicht auf die Krankheit subscribirt zu haben. Nur in akuten Krankheiten ist der Arzt eiligst zu holen.

Die Wahl des Arztes ist nicht unschwierig. Verwandtschaft und Ruhm entscheiden gewöhnlich. Seiner Empfindlichkeit wegen kann man nicht leicht wechseln. Der Wechsel kann wie der Nichtwechsel schaden und nützen. Des Kranken Leben liegt in der Lotterie. Vertraue dem Arzt und Gott, und bringe die Kunst des Arztes und die Fürsorge Gottes möglichst durch die Idee, daß kein Haar von deinem Haupte ohne Gottes Willen falle, in einen ruhigen Einklang. Gott wirkt durch die Natur. Sie ist in der Kunst zu heilen eine wahre Tausendkünstlerin. So oft

ein kranker Hausgenosse genesen ist, sollte in angenehmer Gegenwart des Arztes als Gast ein Dankfest gefeiert werden, und der Arzt sollte sie zur Kirche führen, daß er vor ihren Ohren Gott für seine schöne Kunst danke.

Jünglinge! Man muß sich, wie unfre Altvordern sagten, einen Noth-, Tod- und Ehrenpfenning auf die Seite legen, also Etwas auf alle Fälle vorsparen. Oft geht der Gelderwerb in den kräftigen Jahren rasch, aber später gar langsam. Wie? Soll gar alles Gewonnene wieder zerrinnen? O der Unflugheit! Um vorsparen zu können, ist in den meisten Haushaltungen Zufriedenheit mit Wenigem und Genügsamkeit nöthig. Ein Sprüchwort sagt: Mit Wenigem halte man Haus, mit Vielem komme man aus, und wieder Eins ruft: Was du nicht nöthig hast im Haus, dafür gib keinen Heller aus, selbst wenn es noch so wohlfeil wär' ist's doch zu theu'r. Merk' dir die Lehr'! Man kann viel vergeuden, ohne daß es irgend Jemandem wahrhaft zu gute käme. Wer keine harthölzerne Schränke, keine große Spiegel, keine gute Weine und seidene Kleider vermag, lege seine Kleider in fichtene Schränke, beschaue sich in einem Groschenspiegelchen, trinke Bier und kleide sich wohlfeil. Das fodert die Ruhe und Ehre der ganzen Haushaltung. Franklin gibt uns darin gute Rätthe. Wenn man in einer großen Haushaltung beim Frühstück für Zucker, Eierbrot und Butter fünf Groschen, am Mittagstische fünf für ein überflüssiges Gemüse oder einen

Nachtisch, drei zuviel beim Abendbrot, und wieder fünf unnöthig beim Nachttisch ausgibt, der wirft täglich achtzehen Groschen, wöchentlich hundert und sechsundzwanzig, jährlich also dreihundert und siebenundzwanzig Reichsgulden, ein ganzes Kapital, weg. Ja, an jedem Tage nur fünf Mariengroschen oder fünfzehn Reichskreuzer zuviel, gibt jährlich mehr als fünfzig Gulden, mit welchen ein Schuhster, ein Tuch, ein schlimmer Arztconto hätte bezahlt werden können. Das Geld ist weg, aber der Conto bleibt unbezahlt im Schreibtisch, und wird beinahe vergessen. Kaum ist Jemand so arm, daß er gar nie irgend Etwas vorsparen könnte. Oft sparen die Armen am wenigsten. Sie kennen den Werth des Geldes nicht recht, wähnen, daß ihr Sparen sie doch nicht vorwärts bringe; sie seien nun einmal arm und müßens bleiben u. s. w. Welch ein Sporn sind die Ersparnißkassen, die die Pfennige und Groschen der Armen aufnehmen! Wer in die Ersparnißkasse oder sonst wo Geld anlegt, wundert sich, daß es in kurzer Zeit ohne sein Zuthun so viel gewonnen. Ja, das Geld arbeitet beinahe schneller als die Hand. Es arbeitet auch am Sonntage, und hat nicht Ruh noch Rast selbst in der Nacht, wenn du schläfst und nichts von ihm weißest, und wird nie müde, und — Alles ohne dein Zuthun. Mache dir, möchte ich jedem Hausvater zurufen, mache dir und deiner Hausfrau dieses Vergnügen. Lege das Einbindegeld deine Kinder und Etwas für deine Frau darein.

Erstern nützt's, Letztere freut sich. Die guten Hausfrauen sehens gar gerne, wenn der Hausvater für sie sorgt.

Oder wollet Ihr lieber nichts haben, Ihr Hausväter? Lieber durch jede zu machende Ehrengabe in Verlegenheit gerathen, jede Noth durch Geldnoth noch vergrößern, und bei Todesfällen die Verstattungskosten vom Gemeinwesen erbitten? Und wie, wenn die Söhne ein Lehrgeld bedürfen und Töchter ausgestattet werden sollen? Soll Alles ärmlich geschehen, obschon mans besser machen könnte? Ist's rathsam Schulden zu machen? In der Jugend dürfen zum Anfang, für den Beruf und die Einrichtung des Hauswesens, später nie mehr Schulden gemacht werden. Zur Mittagszeit muß man anfangen die Schulden abzuführen, am Nachmittage müssen sie getilgt sein. Am Abend drücken sie gar zu peinlich, weil man sie nicht mehr bezahlen könnte. Schulden zu bezahlen! ja, solches zu thun, muß man Allem aufbieten.

Ein Oekonomielehrer sagte gar gut, der Anblick eines getilgten Schuldregisters gleiche dem Blicke eines Siegers aufs Schlachtfeld.

Niemandem auf Erden einen Pfennig schuldig sein, oder wenigstens so viel Vermögen als Schulden haben, macht ruhig und froh, aber einiges Vermögen besitzen, macht Muth, wie wir es an den Reichen sehen. Bettler müssen kriechen, Bettler sind alle muthlos oder frech. Bettler ist, wer bitten muß. Darum Sorge für, ohne nach Reichthum

zu trachten. Wer reich werden will, obschon er nicht kann, fällt in Strife und Versuchung. Nicht Alle erben von den Eltern und Verwandten. Wer sich auf's Erben verläßt, kömmt entweder zu früh oder zu spät. Das ist wieder ein Sprichwort. Nicht Alle erheirathen sich Viel. In Betreff der Lotterien, diesen ungeheuern Reizmitteln, mit wenigen Gulden oder Thalern Tausende, Hunderttausende, eine Million, einen Pallast, ein Ritterschloß, eine ganze Landschaft mit Wäldern und Teichen und Aekern und Wiesen, und etlichtausend Bauern zu gewinnen, ist mehr zu fürchten als zu hoffen und zu lachen als zu thun.

Man sagt, man müsse dem Glük ein Thürchen, ein Fensterchen, sei es auch nur Eins auf dem Dache, offen lassen. Es ist nicht nöthig. Das Glük muß schon im Hause sein. Willst du einlegen, so thue es mit Lachen; vergiß die kleine Einlage, und — lache, wenn du nichts bekömmst. Ein Spafsvogel behauptete die Wahrheit der Träume, denn, es habe ihm einmal geträumt, er hätte in die Lotterie gelegt und — nichts bekommen. Sein Traum sei buchstäblich in Erfüllung gegangen! Hier gilt das Wort: Träume sind Schäume. Und doch verbinden immer noch zehntausende von Menschen mit ihrem Einlegen in die Lotterie Hoffnung und Angst, Zeichen und Wunder, Aberglauben und Dummheit, eben Träume. Selbst Bibelsprüche werden damit in Verbindung gesetzt.

Kennet Ihr das Sprichwort: wer bis zum zwanzigsten

Zahre nicht schön, bis zum dreißigsten nicht stark, bis zum vierzigsten nicht geschick, bis zum fünfzigsten nicht reich und bis zum sechzigsten nicht geehrt werde, werde es nie mehr? Die Ausnahmen sind wirklich selten. Manchem wäre es in den Jahren der Kraft und des Glücks wahrhaftig sehr leicht, ein Stückchen, eine Summe, ein Kapital auf die Seite zu legen, aber er thut's nicht. Zur Entschuldigung sagt er eben, man sei nur Einmal jung. Richtig! aber man wird auch alt. Andere flüchten sich vor dem Gebote zu sparen durch die Rede, es sei ungewiß, ob man alt werde. Ebenfalls richtig! Aber, wenn du doch alt wirst? Ja, spare, „um zu haben, zu geben den Dürftigen,“ um deiner Selbstständigkeit und ökonomischen Unabhängigkeit willen, um dir deinen Abend zu erleichtern, und — für deine Gattin und Kinder. O Gründe genug!

Willst du lieber für dich oder für Frau und Kinder vorsparen, d. h. für letztere in Wittwen- und Waisenkassen legen? Vielleicht ist dir Beides möglich. O, dann thue es! Für deine allfällige Wittwe und Waisen thue möglichst viel im Voraus. Du bist verpflichtet. Soll deine Wittwe darben? Könntest du den Gedanken ertragen? Dann verdienstest du keine treu sorgende Gattin, keine gute Kinder. Allerdings geht dein Antheil verloren, wenn du deine Gattin überlebst. Aber dann kannst du lebend selbst noch für sie sorgen, und deine Einlagen sind eine großmüthige Gabe, ein heiliges segensreiches Opfer für

andere Wittwen und Waisen geworden. O vergiß doch nicht des großen Wortes, wer die Seinigen, besonders seine Hausgenossen nicht versorge, habe den Glauben verläugnet und sei ärger als ein Heide. Schwer muß das Bewußtsein, diese Pflicht vergessen zu haben, auf der Seele des sterbenden Vaters lasten. Das Bewußtsein nach Möglichkeit fürgesorgt zu haben, muß noch dem brechenden Herzen wohlthun.